P. o. germ.
1926 m - 2, 3 Lewald

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Von

Geschlecht zu Geschlecht.

Roman

von

Fanny Lewald.

Zweite Abtheilung:

Der Emporkömmling.

Dritter Band.

Berlin, 1866.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Der

Emporkömmling.

Roman

von

Fanny Lewald.

Dritter Band.

Berlin, 1866.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Das Glück, dessen die Freiherren von Arten sich in früheren Zeiten sprüchwörtlich zu rühmen geliebt hatten, war während dieser Kriege auch dem jungen Freiherrn treu geblieben. Strahlend in Siegesfreude, durch die Anstrengungen des Krieges abgehärtet und gekräftigt, nahm Renatus inmitten der vereinigten Heere, an der Spitze seiner Kompagnie an dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Frankreichs Hauptstadt Theil, und die Reize dieser anmuthsvollsten unter allen Städten, welche er jetzt zum ersten Male kennen lernte, verfehlten auf den jungen Hauptmann, der mit seinen vierundzwanzig Jahren noch ein Neuling in dem Leben einer solchen Weltstadt war und dem die Gelegenheit, sie zu genießen, auf jede Art geboten wurde, ihre bezaubernde Wirkung nicht.

Allerdings sah die große Menge der Franzosen

widerwillig und mit schweigender Empörung auf die fremden Krieger hin, welche ihnen die unwillkommene Herrschaft der Bourbonen aufgezwungen und, was dem Volke vielleicht noch verhaßter war, die alten, ausgewanderten Adelsgeschlechter und das ganze Priesterregiment wieder in das Land zurückgeführt hatten. Aber dafür standen den deutschen, russischen und englischen Offizieren in dem neu belebten Faubourg Saint Germain, in welchem die alte französische Aristokratie, die in ihren stillen Höfen und Gärten gelegenen Paläste wieder bezogen hatte, Thor und Thüre offen, und das Hôtel der Herzogin von Duras war eines der frühesten gewesen, das gleich nach der ersten Rückkehr der Bourbonen die alte, gute Sitte regelmäßigen Empfanges wieder aufgenommen hatte.

Es mußte fast scheinen, als wolle die Herzogin sich in ihrem Greisenalter endlich für alle die mannigfachen Entbehrungen schadlos halten, denen sie durch lange Jahre unterworfen gewesen war. Wie sie eine der Ersten Frankreich verlassen hatte, so war sie nun als der Ersten eine mit der wiedereingesetzten Königsfamilie in die Hauptstadt zurückgekehrt, und die unbegränzte Freigebigkeit, welche die Bourbonen von jeher ihren Anhängern angedeihen lassen, war natürlich

der Herzogin, die sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer in der Nähe und im Dienste des Hofes befunden hatte, vor allen Anderen zugewendet worden.

Der Wiedererlangung ihres einst durch seine Gastlichkeit berühmten Schlosses Vaudricourt war jetzt nicht mehr ihr Wunsch gewesen. Man wird die Greisin nicht besuchen kommen, wie die junge Schloßherrin, hatte sie sich gesagt, und der König, der an dem Hofe seines Schwiegervaters ihrer Gesellschaft gewohnt geworden war, hatte dieselbe auch in der wiedergewonnenen Heimat nicht entbehren mögen.

Die Herzogin war nicht mehr im Dienste, aber sie lebte im engsten Vertrauen des Hofes, und sie verstand den Einfluß, den sie besaß, eben so wohl zu nutzen, als die Unterordnung und die Zuvorkommenheit aller derjenigen Personen, welche durch Vermittlung der Herzogin von dem neuen Hofe Gewährung ihrer alten Ansprüche und Forderungen zu erlangen wünschten.

Es war nur wenig Tage nach seiner Ankunft in Paris, als der junge Freiherr in einer der eben ausgegebenen Zeitungen in den Hofberichten die Mittheilung las, daß die Frau Herzogin von Duras am

verwichenen Abende ein Fest gegeben habe, welches von dem Könige und der ganzen königlichen Familie mit ihrem Besuche beehrt worden sei.

Sie ist also hier, sie ist in Paris! rief Renatus unwillkürlich aus, und eben so plötzlich, als ihm diese Kunde geworden war, beschloß er, die alte Freundin seines Vaters aufzusuchen. Er dachte freilich daran, welch einen unheilvollen Einfluß die Herzogin Margarethe auf das Schicksal seiner Mutter ausgeübt hatte; aber diese Vergangenheit lag so weit hinter der Gegenwart zurück und er wußte auch wenig Bestimmtes von all diesen Dingen. Seine Neugier, die Herzogin wiederzusehen, deren Bild ihm auch nur schattenhaft in der Erinnerung geblieben war, trug daher ohne große Mühe über die flüchtigen Bedenken seiner Kindesliebe den Sieg davon, und er hatte obenein eine schwere, doppelte Versäumniß nachzuholen. Er hatte der Herzogin in der Unruhe seines damaligen Lebens den Tod seines Vaters nicht gemeldet. Er schuldete es ihr daher, sowohl wie dem Andenken seines Vaters, die Unterlassung gut zu machen, und gerades Weges aus dem Kaffeehause in sein Quartier zurückkehrend, schrieb er der Herzogin, daß sein Vater gestorben, daß er selber in Paris sei

und daß er sie um die Erlaubniß bitte, sich ihr vorstellen zu dürfen.

Noch an dem nämlichen Abende fand er, von einem Gange wiederkehrend, eine Antwort der Herzogin vor.

„Sie sind in Paris, lieber René," schrieb sie ihm, „und nicht in meinem Hause? — Wie ist das möglich? — Ein Sohn, der einen Vater wie den Freiherrn verloren hat, ist immer beklagenswerth und hat des Trostes nöthig, welches auch seine Aussichten im Leben sein mögen. Wenn Sie mich nicht wissen lassen, daß es mit Ihren Verhältnissen und Wünschen unvereinbar ist, mein Gast zu sein, so wird morgen Mittag mein Wagen vor Ihrer Thüre stehen, um Ihre Uebersiedlung in mein Haus zu bewerkstelligen. Kommen Sie, wenn es Ihre Dienstpflichten nicht unmöglich machen, mein junger Freund! Bereiten Sie mir die Genugthuung, mit Ihnen von Ihrem Vater, meinem unvergeßlichen Freunde, zu reden und Ihnen einen geringen Theil der großen Dankesschuld zu entrichten, die nur seine Freundschaft mir leicht zu tragen machen konnte. Auch ich habe einen theuren Todten zu beklagen; aber Sie sind jung, das Leben liegt vor Ihnen, und auch neben mir blüht ein junges Leben auf. Sie sollen von dem Trübsinne

des Alters nicht bei mir zu leiden haben. Somit auf Wiedersehen, mein junger Freund!"

Es war die alte Anmuth, welche allen Briefen der Herzogin von jeher eigen gewesen war, und Renatus wurde es nicht müde, die Zeilen immer auf's Neue zu lesen. Die Schrift, das Papier, der Duft desselben hatten etwas Reizendes für ihn. Er mußte sich förmlich daran erinnern, daß es eine Greisin sei, von welcher diese Zeilen ihm gekommen waren, denn er fühlte sich von ihnen erheitert und aufgeregt. Sie hatten ihn trotz der Mahnung an seines Vaters Tod, über den nun freilich schon zwei Jahre hingegangen waren, in eine so fröhliche Spannung versetzt, als stände er an der Schwelle eines Abenteuers, als erwarte ihn irgend ein ganz unverhofftes Glück.

Er eilte zu seinem Chef, mit dem er auf dem besten Fuße stand, ihm von dem Anerbieten der Herzogin und von seinem Wunsche, es zu benutzen, Anzeige zu machen, und er fand von Seiten des Obersten, da das ganze Regiment an dem linken Seineufer untergebracht war, keine Schwierigkeiten für seine Absicht.

Da er von seinem Obersten es zufällig erfuhr, daß eben an diesem Tage ein Offizier des Stabes

auf Urlaub in die Heimat gehe, nahm Renatus die Gelegenheit wahr, seiner Braut die Anzeige seines Wohnungswechsels zu machen. Er legte, um sich einen Theil des Briefschreibens zu ersparen, das Billet der Herzogin für Hildegard bei. Er dachte, es könne nebenher nicht schaden, wenn diese sehe, daß eine Greisin noch solcher bezaubernden Anmuth fähig sei, und wenn sie selbst sich daran ein Beispiel für sich und ihre eigenen Briefe nähme, deren schwärmerischer Ernst, ja, selbst deren feste, große Handschrift ihn eigentlich je länger desto unschöner bedünkten.

Hildegard wird allerdings verdrießlich darüber sein! sagte er sich. Aber mochte sie es auch einmal empfinden, wie es thue, von einem Briefe aus der Ferne keine Freude zu empfangen. Er hielt es für die höchste Zeit, an Hildegards Erziehung zu gehen, eben da nun ein dauernder Friede vor der Thüre stand und er an seine Heimkehr und an seine Heirath denken durfte.

Aus dem Geräusche der volksbelebten Straßen, aus der Gluth der Mittagshitze brachte am nächsten Tage der Wagen der Herzogin den jungen Freiherrn in das alte Hôtel der Herzoge von Duras. Hohe Mauern schlossen es nach Landessitte von der Straße

ab; ein weiter Garten dehnte sich hinter dem im edelsten Style des siebenzehnten Jahrhunderts errichteten Gebäude aus. Durch das geöffnete Portal des Hauses zeigten sich frische Rasenplätze, von großen Bäumen überschattet.

Die Frau Herzogin lassen den Herrn Baron ersuchen, sich in seinen Zimmern einzurichten, sagte der Haushofmeister; sie erwarten ihn danach im Gartensaale.

Renatus war in den Gewohnheiten des Reichthums in einer würdigen Heimat aufgewachsen; aber die letzten Eindrücke, welche er empfangen hatte, als er mit seinem Regimente vor dem russischen Feldzuge zum letzten Male in Richten gewesen war, hatten eine traurige Erinnerung in ihm zurückgelassen, und seit vollen drei Jahren war er im Felde, in den wechselnden und oft widerwärtigsten Umgebungen gewesen. Das erhöhte das Wohlgefallen, welches er bei dem Anblicke dieses Palastes, dieser edeln Räume, ja, selbst bei den Hülfsleistungen genoß, deren er von seinem Kammerdiener gewohnt gewesen war und mit denen jetzt die Dienerschaft der Herzogin sich sorgfältig um ihn bemühte.

Man hatte ihn auf einer der Seitentreppen nach

dem linken Flügel des Hauses geführt, in dessen erstem Stocke man ihm seine Wohnung eingerichtet hatte. Nachdem er sich umgekleidet, geleitete der Kammerdiener der Herzogin ihn die breite, marmorne Prachttreppe hinab nach dem Saale, in welchem er die Herzogin wiedersehen sollte.

Es war ein großer, hoher Raum, dessen Thüren nach dem Garten zu geöffnet waren. Dunkelrothe Vorhänge brachen das Licht der Sonne an den Fenstern; die Thüren waren von außen mit Marquisen verschattet. Nahe an dem einen Fenster lag in einem Lehnstuhle, die Füße mit einem weichen Polster unterstützt, die Herzogin; an dem Schreibtische, der nicht fern von ihr stand, saß eine jugendliche Frauengestalt.

Als Renatus eintrat, richtete die Herzogin sich mit lebhafter Bewegung in die Höhe, und ihm die Hand entgegenreichend, die heute noch, wie vor jenen Jahren, mit dem zierlichen Handschuh von schwarzer Seide halb bedeckt war, rief Sie: Willkommen in Frankreich, mein junger, lieber Freund, und doppelt willkommen in meinem Hause, mein lieber René! Ich danke es Ihnen, daß Sie gekommen sind, eine alte Freundin Ihres Vaters aufzusuchen. Der arme

Baron, daß er so zeitig von uns gehen mußte! Aber das Leben ist nur ein Darlehen des launenhaften Schicksals und nichts mehr. Sie wissen es, auch mein theurer Bruder ist schon längst gestorben, jung gestorben, und wir betrauern ihn noch heute, ich und seine Tochter!

Indeß von dieser Trauer war weder in den feinen Zügen der Greisin, noch in dem strahlenden Antlitze ihrer Nichte eine Spur zu finden, als diese auf ein Wort ihrer Tante sich zu ihnen wendete, um die Vorstellung des Freiherrn von Arten-Richten zu empfangen.

Renatus konnte während dessen mit sich nicht darüber einig werden, ob er gar kein Bild von der Herzogin in seinem Gedächtnisse bewahrt gehabt, oder ob sie sich wirklich so wenig verändert hatte, daß nichts an ihr ihm störend oder fremd, sondern Alles vertraut und angenehm erschien. Ihre weiße Morgenkleidung, das Spitzentuch, welches sie über die zierliche Haube gebunden trug, die zahlreichen schneeweißen Löckchen, die ihre Stirn und ihre Wangen umgaben, machten ein so feines, in sich abgeschlossenes Bild, daß man meinte, es müsse eben so, es könne niemals anders gewesen sein, und daß man eben

deshalb auch bereitwillig an die frische Farbe des Gesichtes glaubte, besonders da die allerdings tief eingesunkenen Augen der Greisin ihren einschmeichelnden Blick und ihr beredter Mund trotz der schmal gewordenen Lippen sein feines Lächeln noch nicht verloren hatten.

Renatus war noch nicht lange bei der Herzogin, als verschiedene Besuche angemeldet wurden. Es waren jüngere und ältere Männer, zwei Geistliche unter ihnen. Alle aber trugen sie große Namen, alle waren sie unter einander bekannt und im Besitze jener leichten und doch feststehenden Umgangsformen, deren in solcher Vollendung nicht Herr zu sein, Renatus sich heute zum ersten Male bewußt ward.

Wohin er bis dahin auch gekommen war, überall hatten sein Name, sein gutes Aeußeres und später selbst seine Uniform ihm eine Beachtung zugesichert. Hier trugen alle Männer das bürgerliche Kleid, und die Nennung seines Familiennamens glitt an den Anwesenden spurlos vorüber. Erst als die Herzogin erwähnte, daß sie in den Tagen der Verbannung eine sehr liebenswürdige Aufnahme bei dem Vater des jungen Barons gefunden habe, wurden ihre Freunde auf Renatus aufmerksam; aber es war, als ob die

Zeit der Auswanderung seit langen, langen Jahren hinter ihnen läge. Sie schienen es fast vergessen zu haben, daß sie Frankreich jemals verlassen hatten. Paris, der Hof, die Verhältnisse, in welche sie zurückgekehrt, waren für sie so ausschließlich die Welt, daß alles, was nicht in diese Welt hinein gehörte, kaum für sie vorhanden war.

Freilich erboten sich die jüngeren Männer, den jungen Freiherrn mit dem Pariser Leben bekannt zu machen, man besprach auch seine Vorstellung bei Hofe; Renatus konnte es sich indessen nicht verbergen, daß er unter diesen Marquis, Grafen und Prinzen eine sehr untergeordnete Rolle zu spielen haben werde, und während ihn dieses verdroß, fühlte er sich doch von der ihn umgebenden Gesellschaft wie nie zuvor angezogen und gefesselt.

Alle diese Männer waren an den meisten Höfen von Europa heimisch. Man redete von den fürstlichen Familien von England, von Sardinien, von Rußland und von Holland, und von Beherrschern der deutschen Länder mit einer Art von Vertraulichkeit, welche für Renatus etwas Ueberraschendes hatte. Nur wenn sich das Gespräch auf den Hof und die königliche Familie von Frankreich wendete, änderte und steigerte sich der

Ton bis zu einer fanatischen Ergebenheit, und die Herzogin, die immer noch Meisterin darin war, die Unterhaltung auf die Gegenstände zu lenken, von denen sie gesprochen haben wollte, wußte an dem Ohre ihres jungen Gastes auf diese Weise eine Reihe von Thatsachen vorüber zu führen, die ihn beschäftigten, ohne sich zu einem zusammenhängenden Ganzen verbinden zu lassen, und die ihm unablässig und immer wieder das unbehagliche Gefühl aufnöthigten, daß er nur ein zufälliges und nur ein unbedeutendes Mitglied in diesem Kreise sei.

Will sich die Herzogin an mir für die Dienste rächen, welche mein Vater ihr und ihrem Bruder geleistet hat? fragte Renatus sich einmal unwillkürlich. Aber sein guter Sinn stieß diesen Gedanken mit einem Tadel gegen sich selber als eine Unwürdigkeit von sich, und doch lag diese Voraussetzung der Wahrheit näher, als er es zu glauben vermochte.

Renatus wußte es noch nicht, daß man edeln Herzens und liebevollen Gemüthes sein muß, um die Dankbarkeit nicht als eine schwere Last zu empfinden: indeß der stolze Sinn der Herzogin hatte die Stunde nie vergessen, in welcher sie sich genöthigt gefunden hatte, von dem Freiherrn für sich und ihren Bruder

unter Hinweis auf eine kaum bestehende Verwandtschaft eine Zuflucht und Hülfe zu begehren. In wie großmüthiger Weise der Freiherr sie auch empfangen und unterhalten hatte, das Brod der Fremde, das Gnadenbrod, wie sie es oft mit herbem Ausdrucke in ihrem Innern genannt, hatte nie aufgehört, ihr hart und bitter zu bedünken. Sie mochte sich der Zeiten nicht gern erinnern, in denen sie in Richten gelebt hatte, sie dachte auch an den Freiherrn weder oft noch gern, und doch hatte sie eine lebhafte Freude empfunden, als sie den Brief seines Sohnes empfangen, eine Freude, wie sie der mehr als siebenzigjährigen Frau nicht mehr oft zu Theil ward: sie konnte abbezahlen, was ihr geleistet worden war, sie konnte sich dem jungen Freiherrn in dem Glanze und in dem Ansehen ihrer wiedergewonnenen Würden und Ehren zeigen und es ihn fühlen lehren, daß es eine Ehre für seinen Vater gewesen sei, die Herzogin von Duras, die Freundin und Vertraute der königlichen Familie von Frankreich, seinen Gast zu nennen. Sie konnte den jungen Freiherrn einsehen lassen, daß, was man auch für sie und für ihren Bruder gethan haben mochte, sie immerdar die Gunsterzeigende geblieben sei.

Ihre Güte, ihre Freundlichkeit für Renatus trugen

in jedem Worte den Stempel jener freiwilligen Herablassung, die, so schmeichelhaft sie sich im Augenblicke demjenigen, dem sie zu Theil wird, auch erweisen mag, ihn doch herunterdrückt und ihn seiner Freiheit mehr oder weniger verlustig macht. Renatus empfand es, daß er sich nicht geben konnte, geben durfte, wie er war; aber die völlige Zusammengehörigkeit der Personen, welchen er an diesem ersten Morgen in dem Saale der Herzogin begegnete, die Uebereinstimmung zwischen ihnen und allem, was sie hier umgab, hinderten ihn, zu erkennen, worin jener ihn befangende Zauber bestehe, oder wer es sei, der denselben über ihn ausübe.

Mitunter, wenn sein Auge eine Weile mit entzücktem Erstaunen auf der Nichte der Herzogin haften geblieben war, meinte er, daß es ihre Schönheit sei, welche ihn so seltsam beherrsche, ihn so wunderbar sich selbst entfremde, und die junge Gräfin war ganz dazu gemacht, einem Manne die Empfindung anbetenden Staunens aufzudringen. Renatus gestand sich, niemals eine so vollkommene Schönheit gesehen zu haben; denn Eleonorens auffallend große und üppige Gestalt, die siegesgewisse Ruhe auf ihrer weißen Stirn, von welcher das goldig schimmernde Haar sich wie bei

den antiken Statuen in welliger Fülle weit zurückbog, um sich in dickem Knoten an ihrem Hinterkopfe zu vereinen, gaben ihr trotz ihrer großen Jugend etwas Gebietendes und Mächtiges.

Ihr Vater, der Marquis von Lauzun, welcher der Herzogin gleich gefolgt war, nachdem diese in die Dienste der königlichen Familie getreten war, hatte durch seine Wohlgestalt und durch die geschickte Vermittlung seiner vorsorglichen Schwester die Hand einer der reichsten englischen Erbinnen gewonnen, welche sich eben damals unter dem Schutze ihrer mütterlichen Verwandten am sardinischen Hofe aufgehalten hatte. Eleonore Haughton war, wie der englische Sprachgebrauch es bezeichnet, eine Erbin durch ihr eigenes Recht gewesen. Die großen Besitzungen, der Name und die Pairie ihres Hauses waren nach dem Tode ihrer Eltern und ihres Bruders auf sie übergegangen, aber sie hatte sich dieser Vorzüge nur kurze Zeit erfreuen können. Die Geburt ihres ersten Kindes hatte ihr das Leben gekostet, und mit dem Tauf- und Familiennamen ihrer Mutter waren der Tochter des Marquis die Adelstitel, die Pairswürde und der Reichthum der Grafen Haughton von der Stunde ihrer Geburt an als ausschließliches Erbe zugefallen.

Nach der ausdrücklichen letztwilligen Verordnung ihrer Mutter war eine Freundin derselben zur Erzieherin des verwaisten Kindes von ihr bestimmt worden. Bei dem Einflusse, welchen die Herzogin aber von jeher über ihren Bruder ausgeübt, hatte sie es durchzusetzen gewußt, daß ihr die Oberaufsicht über dessen Tochter zugewiesen worden, als der Marquis ebenfalls frühzeitig vom Leben geschieden war, und Fräulein Arabella Warwell hatte also mit ihrer Pflegebefohlenen unter dem Schutze und in dem Hause der Herzogin gelebt, bis diese die Erziehung der jungen Gräfin für vollendet erklärt und Fräulein Arabella von ihrem Zöglinge entfernt hatte. Die besten Lehrer hatten Eleonore vielseitig unterrichtet, und wie man ihr in der Taufe, zur Erinnerung an das Meisterwerk einer großen Dichterin, neben dem Namen ihrer Mutter den Namen Corinna beigelegt hatte, war ihre Bildung auch darauf hingeleitet worden, sie diesem bedeutungsvollen Namen anzupassen.

Eleonore war mit ihren siebenzehn Jahren der Sprachen ihrer beiden Eltern wie des Italienischen völlig mächtig. Sie drückte sich in ihnen mit einer Sicherheit und Entschiedenheit aus, die ihr einen frauenhaften Anstrich gaben und sie älter erscheinen

ließen, als sie war. Wer sie in diesem Kreise von Männern sich unter den Augen der Herzogin bewegen sah, sie ihre kurzen Fragen stellen, jede Anrede schnell erwiedern, jedem ihrer Gedanken lebhaft und rückhaltlos Aeußerung geben hörte, der mußte sich eingestehen, daß er hier ein ungewöhnliches Wesen vor sich habe, wenn es ihm auch zweifelhaft bleiben mochte, ob man dieses Mädchen lieben könne oder nicht. Was aber dem flüchtigsten Beobachter nicht entgehen konnte, war die Vorsicht, mit welcher die Herzogin ihre Nichte behandelte, und die geflissentliche Weise, mit welcher diese ihre stolze Unabhängigkeit zur Schau trug. Sie trat fortwährend wie ein strahlendes Licht, wie ein mächtiger Ton aus der gleichmäßigen Stimmung dieser in feinen Formen abgeschliffenen Gesellschaft hervor, und Renatus fragte sich schon in der ersten halben Stunde: Wie kommt sie hieher, wie konnte sie in dieser Welt sich so entfalten, wie konnte sie ihre stolze Naturwüchsigkeit in dieser Luft bewahren?

Man hatte eine geraume Zeit hindurch die Vorkommnisse des Hoflebens bis in ihre kleinsten Einzelheiten abgehandelt und alle Anwesenden hatten sich in den Ausdrücken ihrer Verehrung und Ergebenheit für das zum zweiten Male wiedergekehrte bourbonische

Königshaus überboten, als Eleonore, sich zu Renatus wendend, plötzlich ausrief: Und Sie, Herr Baron, Sie schweigen? Sie sagen nichts zum Lobe der heimgekehrten Dynastie, für die Sie doch bei Ligny und bei Waterloo mit Ihren und meinen Landsleuten gefochten haben, während diese Herren in der Nähe ihres Königs weilten?

Eleonore, rief tadelnd die Herzogin, was soll hier diese Frage?

Mich aufklären, liebe Tante, weiter nichts! entgegnete die Gräfin, ohne sich durch die Mißbilligung der Herzogin im geringsten beirren zu lassen.

Man war es gewohnt, der Gräfin viel nachzusehen, und man hatte auch keine andere Wahl, wenn man das Haus der Herzogin, das man zum Theil um Eleonorens willen suchte, nicht eben ihretwegen meiden wollte; indeß der ernste Ton, mit welchem sie die dreiste Frage gethan hatte, ließ diesmal eine scherzhafte Deutung nicht wohl zu.

Es war daher Allen sehr erwünscht, als der alte und vertraute Freund der Herzogin, der Prinz von Chimay, dessen grauem Haare die gemessene Ruhe seiner Sprache und Bewegungen sehr wohl anstand, sich in das Mittel legte und, den Kampf auf das

Gebiet seiner schönen Gegnerin hinüberspielend, die Bemerkung machte: Sie sprechen von unserem Königshause, Gräfin, und von Ihren Landsleuten, als ob Sie nicht Französin, als ob Sie nicht unsere Landsmännin wären! Bedenken Sie, daß wir auf eine solche Landsmannschaft in keinem Falle verzichten wollen! So lange ein Fremder Sie uns nicht entführt, sind Sie die Unsere, und wir werden Alles thun, Sie in der Heimat und in Ihrem Vaterlande festzuhalten!

Vaterland und Heimat! wiederholte die Gräfin, Sie nennen das zusammen, mein Fürst, als ob es nicht verschiedene Dinge wären! Frankreich ist allerdings meines Vaters Geburtsland, ist mein Vaterland, aber meine Heimat ist es nicht. Meine Heimat ist jenseit des Kanals in Haughton Castle, wo ich so glücklich war, Sie bereits zu sehen, und wo ich Sie wieder zu begrüßen hoffe, wenn ich erst ganz dort leben werde, fügte sie mit einer Verneigung hinzu, die verbindlich, die versöhnend wirken sollte, während die stolze Siegesgewißheit abermals über ihre Mienen glitt. Und als wolle sie diese Unterhaltung nicht fortgesetzt sehen, wendete sie sich zu Renatus, um auch ihn für die Zukunft nach ihrem Schlosse einzu-

laden. Sie werde stolz und glücklich sein, sagte sie ihm, wenn er ihr Gast zu sein verspreche, nachdem ihr Vater durch so viele Jahre seines Hauses Gast gewesen sei. Dabei reichte sie ihm, nach Art ihrer englischen Landsleute, die Rechte hin, daß er einschlagen und ihr sein Versprechen geben solle, und ihm die Hand mit festem Drucke schüttelnd, während sie ihm frei und aufrecht in das Auge sah, rief sie: Wir wollen gute Freunde werden, nicht wahr, recht gute Freunde, Herr von Arten!

Renatus wußte sich nicht zu erklären, welcher Stimmung des schönen Mädchens er diese unerwartete und auffallende Gunstbezeigung zu verdanken habe, welche ihm sehr leicht die Abneigung der andern jungen Edelleute zuziehen konnte; aber er fühlte sich deshalb nicht weniger von Eleonoren's sonnigem Auge erwärmt, er vermochte ihrer kräftigen und frischen Stimme den Zugang zu seinem Herzen nicht zu verschließen, und im Innersten seines Wesens geschmeichelt, sprach er: Sie eröffnen mir eine Aussicht, gnädige Gräfin, die mich hoch erhebt, und zeigen mir ein Ziel, nach dem zu streben mir um so mehr ein Glück sein wird, da ich die Freundschaft, die Sie mich hoffen lassen, zunächst doch nur meinem Vater zu verdanken habe.

Wie er seinem Vater ähnlich sieht! rief die Herzogin, sich an den alten Fürsten wendend, nicht wahr, mein Fürst? Sie waren in Vaudricourt, als der Freiherr von Arten mich zum ersten Male besuchte, und Sie erinnern Sich des Freiherrn noch!

Aber der Fürst versicherte, daß er den Freiherrn nie gesehen habe, und die Herzogin wußte das eben so genau, als daß Renatus seinem Vater ganz und gar nicht glich. Sie hatte nur der Unterhaltung eine andere Richtung geben, nur Eleonoren's Launen in den Weg treten, einer unangenehmen Scene ein Ende machen wollen, und von allen Seiten war man sofort bereit, über die kleine Störung leicht hinweg zu gehen, um der Herzogin, über deren Absicht Niemand in Zweifel war, geschickten Beistand zu gewähren.

Der Fürst rühmte die Reize von Haughton Castle, während die Herzogin das Klima des hoch gelegenen Ortes tadelte; man sprach von der Jagd, die dort ergiebig sei, von dem Besuche, welchen der Prinz-Regent im vorigen Jahre, als die Herzogin es während der Sommermonate mit ihrer Nichte bewohnte, in dem Schlosse gemacht hatte, und Eleonore hörte der ganzen Unterhaltung schweigend zu. Als habe sie sich jetzt genug gethan, ließ sie ihre dunkeln Augen

langsam von Einem zu dem Andern gleiten, und nur wenn ihr Blick auf den Fürsten oder auf die Herzogin fiel, meinte Renatus zu bemerken, daß ein spöttisches Lächeln um den Mund der jungen Schönen spiele und daß ein Gefühl des Triumphes ihre kräftigen Nasenflügel schwelle.

Niemand machte ihn empfinden, daß er, wenn auch ohne sein Verschulden, den Anlaß zu der Kränkung geboten hatte, welche die Gräfin den Gästen und Freunden ihrer Tante zugefügt hatte. Renatus ließ es sich also doppelt angelegen sein, sich durch anspruchslose Freundlichkeit mit dem Menschenkreise, in den er eingetreten war, in ein günstiges Verhältniß zu setzen, und es gelang ihm dieses auch nach Wunsch; denn als die Besucher sich empfahlen, weil die Stunde gekommen war, in welcher die Herzogin ihre tägliche Ausfahrt in das Gehölz von Boulogne zu machen pflegte, schied man in einer so heiteren Weise, als ob gar nichts Störendes vorgefallen wäre oder als ob überhaupt niemals etwas Störendes zwischen die Glieder dieses Kreises treten könnte.

Zweites Capitel.

Der Gartensaal der Herzogin öffnete sich, wie bei all den Schlössern, welche dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken, nach einer mächtigen Terrasse. Am Abende des Tages, an welchem sie Renatus bei sich aufgenommen hatte, waren die Thüren des Gartensaales weit geöffnet. Das helle Licht der Kerzen mischte sich mit dem sanften Glanze des Mondes und ließ innen wie außen alle Gegenstände klar erkennen.

Mitten im Saale saß die Herzogin mit ihrem Freunde, dem Prinzen, und noch zwei andern Personen beim Kartenspiele; draußen ging Renatus an der Gräfin Seite auf und nieder, während ein Mann von reifem Alter und ein junger, schlanker Geistlicher, die am andern Ende des Zimmers Platz genommen hatten, in eifriger Unterhaltung begriffen zu sein

schienen, obschon keiner von beiden die auf der Terrasse Lustwandelnden aus dem Auge verlor.

Von Zeit zu Zeit warf auch die Gräfin ihre Blicke in den Saal, dann aber wendete sie sich gleich wieder dem Freiherrn zu, und obschon ihre Unterhaltung sich ausschließlich in jenen Fragen und Mittheilungen bewegte, mit denen man sich der äußerlichen Verhältnisse eines neuen Bekannten zu bemächtigen und ihn in der fremden Umgebung heimisch zu machen versucht, fühlte Renatus sich doch von einer Unruhe ergriffen, für welche er sich keine Ursache anzugeben wußte.

Ohne es zu wollen, mußte er den Blicken Eleonorens folgen, ohne zu wissen, weßhalb, betrachtete er die Gesellschaft, die er in dem Zimmer vor sich sah, mit einer mißtrauischen Besorgniß. Er hörte achtsam auf alles, was Eleonore zu ihm sprach, und er fühlte sich trotzdem überzeugt, daß sie an etwas Anderes denke; ja, es kam ihm endlich vor, als sei sie mit ihm unzufrieden, als werde sie ungeduldig; aber er konnte es sich nicht erklären, wie er ihr Anlaß zu irgend einer Unzufriedenheit gegeben haben könne. Nie zuvor war ihm so sonderbar zu Sinne gewesen. Die Empfindung, daß die Gräfin ihn ge-

flissentlich auf die Terrasse hinausgeführt habe, daß jetzt etwas geschehen, etwas gethan werden müsse, wurde immer lebhafter und unabweislicher in ihm. Das Herz klopfte ihm in der Brust, er hatte eine Art von Furcht vor seiner schönen Gefährtin, und wie das dämmernde Mondlicht sie mit seinem webenden Schimmer hell und heller umgoß, kam sie ihm zwar wie eine Armide verführerisch und schön, aber so oft der strenge Blick ihres großen Auges ihn berührte, auch wie eine solche unheimlich und dämonisch vor.

Sie hatte seit einer Weile zu sprechen aufgehört; das konnte er nicht ertragen, und um sich aus der Befangenheit und Verwirrung, deren er sich schämte, herauszureißen, sagte er plötzlich: Sie haben mir heute, gnädige Gräfin, im Andenken an Ihren und meinen Vater, Ihre Freundschaft angeboten, und ich glaube, daß es Ihnen Ernst damit gewesen ist. Darf ich diese Freundschaft heute schon zu einem Dienste für mich in Auspruch nehmen?

Eleonore blieb stehen; Renatus hörte, daß sie tief aufathmete, als werde eine Spannung von ihr genommen, und ohne sich zu besinnen, entgegnete sie ihm: Unbedenklich, wenn Sie mir vorher gestattet

haben werden, Ihnen zu erklären, was mich bewogen hat, Ihnen diese Freundschaft so schnell und so gewaltsam aufzudrängen.

Renatus wollte ihr entgegnen, daß sie ihn mit ihrem Vertrauen glücklich mache, aber sie ließ ihn dieses nicht vollenden. Keine Worte, Herr von Arten! rief sie mit ihrer stolzen, gebieterischen Weise. Sie müssen es heute schon gesehen haben, es fehlt mir nicht an Männern, die mir schmeicheln, weil sie glauben, daß auch ich nichts Höheres kenne, als mich durch die Schmeicheleien eines Mannes gefangen nehmen und der Freiheit berauben zu lassen, die man mir mißgönnt! Aber eben deßhalb bin ich in der Lage, meine Tante täglich daran zu erinnern, daß ich, Dank dem Testamente meiner Mutter, freier Herr über alle meine Entschließungen bin, und eben deßhalb bot ich Ihnen heute so unberufen meine Freundschaft an, um es meiner Tante darzuthun, daß ich's nicht liebe, wenn man selbst die heiligste aller Pflichten, die Dankbarkeit, nur zu einem Piedestal für sich, und zu einer Last für denjenigen zu machen sucht, dem man sie zu entrichten hat! Nun, die Herzogin hat ja lange Jahre in Ihres Vaters Hause gelebt — Sie werden sie also kennen, so gut wie ich!

Der Zorn, der aus jedem ihrer Worte sprach, gab ihrer tiefen Stimme nur einen höheren Reiz, und doch erschreckte ihr Wesen den jungen Freiherrn auch in diesem Augenblicke wieder, weil es völlig von allen den Vorstellungen abwich, unter denen er bisher das Bild eines jungen Mädchens zu denken gewohnt gewesen war. Selbst die rückhaltlose Härte, mit welcher Eleonore über ihre greise Tante gegen einen Fremden ihr Urtheil aussprach, beleidigte sein Schicklichkeitsgefühl, und immer geneigt, sich desjenigen anzunehmen, dem nach seiner Meinung ein Unrecht zugefügt wurde, sagte er, daß er von der Herzogin zwar ein lebhaftes Bild in seiner Erinnerung bewahrt habe, daß er aber zur Zeit ihres Aufenthaltes in Richten zu jung gewesen sei, irgend ein selbständiges Urtheil über sie zu besitzen.

Und abermals blieb Eleonore stehen, während sie, trotz des Halblichtes, in seinem Antlitze zu lesen versuchte. Sonderbar, sprach sie; Ihnen fehlte also jener Instinkt, den das Kind doch mit dem Thiere gemein hat? Sie hatten also kein inneres Widerstreben gegen die Herzogin? Sie hatten kein Abmahnen gegen die selbstische, die tyrannische Feindseligkeit ihrer ganzen Natur?

Nein, versetzte Renatus nach einigem Besinnen. Ich glaubte nur, daß sie die Kinder nicht eben gern habe, und da meine theure Mutter ihr weniger als mein Vater nahe stand, so hatte ich damals, so viel ich mich entsinne, allerdings keine besondere Liebe für die Frau Herzogin; aber ich könnte eben so wenig sagen, daß ich sie gefürchtet hätte.

Ich habe sie gefürchtet, seit ich zu denken vermochte, fuhr Eleonore heraus, und jetzt — jetzt kenne ich sie! fügte sie mit schneidender Bitterkeit leise hinzu, als der Edelmann, welcher bis dahin mit dem Geistlichen gesprochen hatte, man nannte ihn, um ihn von seinem Vater, dem Fürsten von Chimay, zu unterscheiden, mit seinem Taufnamen den Prinzen Polydor, zu den Beiden heraustrat und der besonderen Unterhaltung des jungen Paares damit ein Ende machte.

Eleonore verließ die Terrasse, und Renatus, der dem Prinzen schon am Mittage bei der Fahrt im Gehölze vorgestellt worden war, blieb allein mit ihm zurück. Der Prinz mochte über fünfzig Jahre alt sein, aber sein hellblondes Haar, seine schlanke Gestalt und seine schöne Haltung machten ihn, bei der großen Sorgfalt, mit welcher er gekleidet war, noch vortreff-

lich aussehen. Renatus wußte, daß er des alten Fürsten einziger Sohn und Erbe sei und daß er mit seinem Vater während der ganzen Zeit der Verbannung am Hofe zu Petersburg gelebt habe. Bei der Herzogin stand er offenbar in großer Gunst. Sie hatte, nachdem man ihm am Morgen begegnet war, den jungen Freiherrn aufmerksam darauf gemacht, wie er in dem Prinzen Polydor das Muster eines französischen Edelmannes vor sich sehe, und dann, gleichsam im Selbstgespräche, hinzugefügt: Und doch war seiner Mutter Blut dem seines Vaters nicht an Reinheit gleich.

Als Renatus sie darauf fragend angesehen, hatte sie sich in ihren Mittheilungen plötzlich unterbrochen und nur flüchtig die Bemerkung hingeworfen, daß es sich dabei um ein sehr romantisches Ereigniß handle, von welchem man nicht eben spreche, obschon es dem alten Fürsten eigentlich zur höchsten Ehre angerechnet werden müsse, wie der König dies denn auch durch sein Verhalten gegen den Vater und den Sohn gethan habe. Und es war danach der Einbildungskraft des jungen Freiherrn vorläufig noch überlassen geblieben, unter welcher Gestalt er sich die romantischen Erlebnisse des alten Fürsten vorstellen mochte und konnte.

Nach einigen Tagen aber kam die Herzogin, als sich am Abende ihre gewohnten Gäste bereits entfernt hatten, unter dem Vorgeben, daß sie Renatus recht bald und recht schnell unter ihren Umgangsgenossen bekannt zu machen wünsche, abermals auf den Fürsten und seinen Sohn zurück, und bei diesem Anlasse erfuhr Renatus, was die Herzogin ihm am ersten Morgen nur anzudeuten für gut befunden hatte.

Der alte Fürst von Chimay, so erzählte die Herzogin, war in seiner Jugend ohne alle Frage der schönste Mann, der vollendetste Cavalier des Hofes, und wir lebten damals noch in einer Zeit, in welcher man es einem Manne weit mehr als jetzt zum Verdienste anzurechnen verstand, wenn er der Welt in sich selbst ein vollkommenes Bild edelmännischer oder fürstlicher Würdigkeit darzubieten wußte. Er hatte in früher Jugend bedeutende Reisen gemacht, überall war ihm der ehrenvollste Empfang zu Theil geworden, der Ruf seines Geistes und seiner Liebenswürdigkeit stand über jeden Zweifel fest, die Gunst der Frauen kam ihm bereitwillig entgegen; aber der Fürst war nicht nur schön wie ein Adonis, er war auch spröde wie ein solcher, und das Gerücht, das ihn unbesieglich

nannte, steigerte nur das Verlangen der Frauen, ihn zu überwinden und zu fesseln.

Die Herzogin lehnte sich, in ihrer Erzählung innehaltend, in ihren Lehnstuhl zurück. Es ist die alte Eva-Natur, sagte sie lächelnd, alles, was ihnen versagt ist, was sich ihnen entzieht, das reizt die Frauen. Machen Sie sich daraus Ihren Schluß, mein junger Freund; und sich langsam mit einem der kleinen dunkelrothen Fächer, deren Renatus sich noch aus seiner Kindheit zu erinnern meinte, Kühlung zuwehend, fuhr sie nach einer kurzen Pause also in ihrer Erzählung fort: Ich lebte damals fern vom Hofe, an meines verehrten Gatten Seite, in unserem Schlosse. Wir sahen den Fürsten, der uns sehr befreundet war, immer nur für einzelne Wochen und in Zwischenräumen bei uns, da die Gesellschaft des Hofes ihn uns streitig machte. Es war oftmals von seiner Verheirathung die Rede gewesen, öfter noch von Herzensverhältnissen, in die er verstrickt sein sollte; aber alle diese Gerüchte erwiesen sich stets als unbegründet, und man gewöhnte sich bereits daran, den Fürsten als einen Weiberfeind zu betrachten, als sich ganz unerwartet und zum höchsten Erstaunen aller Welt die Nachricht verbreitete, der Fürst habe

sich mit einem jungen, im Kloster erzogenen, einer geringen und armen Adelsfamilie angehörenden Mädchen verehelicht, das ihm einen Sohn geboren habe, und sei, da die junge Mutter von einem unheilbaren Brustleiden ergriffen worden, zu ihrer Erhaltnng mit Frau und Sohn ins Ausland, in den Süden, ich meine, nach Sicilien, gegangen.

Die Kunde setzte den Hof, die Stadt, den ganzen Adel des Landes in Bewegung. Niemand wollte es glauben, Niemand hatte dem Fürsten eine so phantastische Leidenschaft zugetraut, Niemand es für möglich gehalten, daß eben der Fürst von Chimay es vergessen könne, was er sich selber schuldig sei. Man fragte sich: Wer ist die Zauberin, die den bisher Unbesiegten nicht nur zu besiegen, sondern sich selber abwendig zu machen verstanden hat? Man forschte nach ihrem Namen, man war begierig, sie zu sehen, man glaubte an jedem Tage, irgend eine Lösung dieses Räthsels zu erhalten, die wo möglich noch geheimnißvoller und auffallender als das Ereigniß selber sein sollte; indeß man erfuhr nichts, gar nichts über den Gegenstand dieser unbegreiflichen Leidenschaft. Der Fürst kehrte denn auch nicht, wie man es doch erwartet hatte, mit der schönen Jahreszeit nach Frank-

reich und an den Hof zurück; er legte vielmehr das Amt eines Kammerherrn, das er bekleidet hatte, nieder, und alles, was man ermitteln konnte, war, daß die Trauung in der kleinen Kirche des Klosters vollzogen worden war, in welchem die Braut bis dahin gelebt hatte, und daß sie an ihrem Hochzeitstage eben so schön als krank ausgesehen habe.

Ich befand mich im Auslande, auf einer Badereise, als dieser Roman die Gesellschaft in Aufruhr setzte, und alle Briefe, welche ich erhielt, sprachen mir nur von unserem Freunde. Indeß er selber gab mir keine Kunde von sich, und nachdem man des Verwunderns von allen Seiten müde geworden war, fingen die Einen den Prinzen zu vergessen, die Andern auf ihn zu verzichten an. Man sagte sich, daß er wiederkehren und seine alte Stelle unter uns einnehmen werde, wenn er seiner romanhaften Grille genug gethan habe oder wenn die fabelhafte Prinzessin gestorben sein würde. Aber als handele es sich wirklich um ein Märchen, so geschahen auch hier jetzt Wunder, und zwar gerade diejenigen, welche man am wenigsten erwartet hatte.

Die Herzogin unterbrach sich abermals, und Renatus, den die Thatsachen dieser Erzählung eben so

anzogen, als ihn die meisterhafte Weise fesselte, in welcher die Greisin sie berichtete, bemerkte, daß Eleonore das Buch, in welchem sie bis dahin gelesen hatte, zur Seite legte und, die Arme über die Brust gekreuzt, ebenfalls auf die Fortsetzung der Erzählung achten zu wollen schien. Auch der Herzogin entging die plötzliche Aufmerksamkeit ihrer Nichte keineswegs. Sie fragte, ob Eleonore ihr Buch beendet habe.

Nein, versetzte diese; Ihre Erzählung ist mir aber weit wichtiger, als das Buch, und ich bin begierig, liebe Tante, den Ausgang derselben, über den ich sonst schon sprechen hörte, gerade aus Ihrem Munde zu vernehmen. Nicht wahr, die Fürstin bewies sich den schönen Frauen des Hofes nicht so gefällig, als sie es wünschten und erwartet hatten, die Fürstin blieb am Leben; und, was noch schlimmer war, der Fürst, weit davon entfernt, ihr dieses zu verargen, gewöhnt sich an sie und liebte sie, so daß er darüber des Hofes und seiner schönen Frauen ganz und gar vergaß?

Es schoß ein scharfer, schneidender Blick aus den eingesunkenen Augen der Herzogin zu ihrer Nichte herüber, als diese ihre Fragen im Tone der Unwiderleglichkeit spöttisch über ihre Lippen gleiten ließ, und

Renatus wußte nicht, welche von den Beiden, ob die Greisin oder das junge Mädchen, ihm in diesem Augenblicke mehr mißfiel. Aber das Antlitz der Herzogin gewann gleich wieder seine Ruhe, und mit der freundlichen Gelassenheit, die sie äußerlich fast immer zu bewahren wußte, fragte sie: Und wer ist es, dem Du diese Mittheilungen dankst?

Dem Herrn Abbé von Montmerie! entgegnete die junge Gräfin mit einer so geflissentlichen Deutlichkeit und Langsamkeit, als wolle sie damit etwas Besonderes sagen oder errathen lassen. Die Herzogin ging jedoch, während ihr Gast sich von dem ihm unverständlichen Vorgange wie von der unverkennbaren Feindseligkeit, welche zwischen den beiden Frauen herrschte, unheimlich berührt fand, leicht darüber fort.

Da sehen Sie die Ungeduld und auch den Unbedacht der Jugend, mein lieber René, sagte sie. Wir alten Leute sind nicht schnell, wie sie. Wir müssen uns langsam in unsere Erinnerungen versenken, wir spinnen sie mühsam zu einem Ganzen zusammen, und wenn wir unser kleines Kunstwerk zu vollenden denken, fährt irgend eine unvorsichtige junge Hand dazwischen und zerreißt und verwirrt uns unseren Faden, daß wir ihn nicht wiederfinden können.

Sie legte ihren Fächer aus der Hand, zog die kleine, mit Brillanten besetzte Tabaksdose aus der Tasche, nahm mit gespitztem Finger eine Prise und schellte, damit der Diener ihr zu ihrem Zimmer leuchte.

Es war vergebens, daß Renatus sie ersuchte, ihm den Schluß der Erzählung nicht zu entziehen. Sie vertröstete ihn auf einen anderen Tag, wiederholte, daß sie nicht mehr in der Fülle ihrer geistigen Mittel lebe, daß sie Rücksicht und Schonung nöthig habe, und forderte, obgleich sie sich noch immer mit voller Freiheit bewegte, den Arm Eleonorens, sich darauf zu stützen, als sie ihrem jungen Gaste unter ihres Hauses Dach eine angenehme Ruhe und gute Träume wünschend, den Saal verließ.

Es währte jedoch lange, ehe der Freiherr die ihm gewünschte Ruhe finden konnte. Die Menge der Eindrücke, welche er heute in seiner nächsten Umgebung erhalten hatte, hielt ihn wach. Er konnte nicht aufhören, darüber nachzudenken, wie in einem Mädchen von Eleonorens Alter, bei einer so bevorzugten Lebenslage, sich eine solche Herbigkeit habe entwickeln können und wodurch in das Verhältniß zwischen ihr und ihrer Tante jene Bitterkeit gekommen sei, die

Eleonore selbst vor dem fremden Manne entweder nicht verbergen wollte oder nicht zu verbergen vermochte. Aber der rechte Aufschluß bot sich ihm nicht dar, und in jener Aufregung, welche uns immer befällt, wenn wir nicht wissen, ob wir die Personen, die uns anziehen, lieben oder hassen sollen, schlief er endlich überreizt und sehr ermüdet ein, auch im Traume noch von wirren, unzusammenhangenden Vorstellungen und Gebilden hin und her geworfen.

Am folgenden Morgen sah er die Frauen des Hauses nicht, da der Dienst ihn auswärts beschäftigt hielt. Später, als er sie aufzusuchen kam, vermied die Gräfin ihn eben so absichtlich, als sie ihm Anfangs entgegengekommen war. Nicht einmal die Möglichkeit vergönnte sie ihm, sie um die Gründe ihrer veränderten Haltung zu befragen. Sie schien überhaupt wenig Gefallen an der Geselligkeit zu haben, denn sie zog sich, wenn die Empfangsstunde der Herzogin gekommen war, häufig aus dem Saale in ihre eigenen Zimmer zurück, und ihre Tante versuchte es dann auch nicht, sie neben sich und in der Gesellschaft festzuhalten.

Renatus wußte nicht, was er thun sollte. Bisweilen fühlte er das Bedürfniß, der Gräfin zu schrei-

ben und sich zu erkundigen, womit er ihre gute Meinung verscherzt habe, dann wieder schalt er sich eitel und thöricht, daß er Eleonorens Fortbleiben überhaupt in irgend eine Verbindung mit sich zu bringen wagte. Wenn er sich schuldig glaubte, dachte er mit Bewunderung, ja, mit Entzücken an die Gräfin; wenn er die Kälte, welche sie ihm bewies, auf Rechnung ihrer launenhaften Selbstwilligkeit stellte, zürnte und grollte er ihr, aber immer blieb sein Sinn mit ihr beschäftigt, wie das neue Leben, das er führte, seit er in das Haus der Herzogin gekommen war, ihn auch gefangen nahm und von allen seinen bisherigen Erinnerungen und Wünschen abzuziehen geeignet war.

Renatus hatte noch nie an einem Hofe gelebt und noch kein weibliches Wesen gekannt, das mit der Gräfin Haughton zu vergleichen gewesen wäre. Das Erfahren und Erleben wurde für ihn fast überwältigend, und doch sagte er sich an jedem Tage, daß er jetzt erst zu leben anfange, daß ihm jetzt erst eine Jugend aufgehe, wie sein Vater sie genossen habe, wie sie eines Mannes von seinem Stande würdig und wie sie ihm durch die Ungunst der Verhältnisse viel zu lange vorenthalten worden sei.

Da er in den Stürmen der Revolutionszeit geboren und erwachsen war, hatte man ihn, mit dem Hinweise auf die Unbeständigkeit aller irdischen Macht und Güter, zu einer gewissen Selbstbeschränkung erzogen, und es waren, ohne daß man es beabsichtigt oder er selbst es gemerkt hätte, doch viele der Anschauungen an ihn herangekommen, welche als ein neues Menschheits-Evangelium die Welt umzugestalten begonnen hatten. Nun befand er sich mit Einem Male auf einem Boden und inmitten einer Nation, in welchen die Lehren von der Freiheit und Gleichberechtigung aller Menschen tiefer als irgendwo sonst in das Volksbewußtsein eingedrungen und von Wirkungen und Thaten so zerstörender und durchgreifender Art gefolgt gewesen waren, daß man die erneute Herrschaft der früheren Weltanschauung und die Wiederkehr der alten Staatsverhältnisse und Zustände für immer unmöglich hätte halten müssen. Trotzdem thronte der achtzehnte Ludwig wieder in den Tuilerieen, doch waren den vertriebenen und wieder heimgekehrten Adelsgeschlechtern, doch waren der katholischen Geistlichkeit ihre Titel und Würden und Besitzthümer zurückerstattet worden, und von den Beamten des Kaiserthums wie von den einstigen Republikanern dräng-

ten sich große Massen an die neue Gnadensonne heran, und gar viele von den Bekennern der Vernunft-Religion füllten jetzt wieder die Kirchen, in denen man die Dankes-Hymnen für die Niederwerfung der Revolution und für die Besiegung des Bonapartismus ertönen ließ.

Konnte es da befremden, wenn ein werdender, ein in sich noch in keiner Weise gefestigter Charakter sich der, seinen eigenen Anschauungen nahe verwandten Meinung der Gesellschaft anschloß, in der er sich bewegte? Und was hatte Renatus aus seinem eigenen Geiste oder seiner eigenen Erfahrung dagegen einzuwenden, wenn die Herzogin und ihre Freunde den Ausspruch des Kaisers Alexander auch zu dem ihrigen machten, wenn sie die ganzen Ereignisse der letzten dreißig Jahre als einen wilden Strom betrachteten, dessen Wassern man nur die Zeit zum Verlaufen habe gönnen müssen, damit das Dauernde, das allein Würdige, die Herrschaft des Adels und der Kirche in ungetrübter Ruhe wieder zur Erscheinung und zu ihrer Geltung habe kommen können.

Der junge Freiherr hatte bisher mit Stolz daran gedacht, daß auch er, so viel an ihm gewesen sei, zum Sturze Napoleon's und der Napoleoniden, zur Wieder-

herstellung der alten, legitimen Herrscher beigetragen habe; aber der Ton, die Art und Weise, in welcher man in der französischen Hofgesellschaft von dem Ueberwundenen sprach, verleidete ihm allmählich seine Siegesfreude. Nicht die Niederwerfung des Eroberers war das Verdienst, das man hier schätzte, sondern die zuversichtliche Treue, mit welcher man auf den endlichen Untergang Bonaparte's und auf den Sieg des angestammten Königshauses wie auf eine Naturnothwendigkeit gerechnet und gewartet hatte. Nicht die That war es, die man hier ehrte, sondern der Glaube und das Erdulden, und für dieses Letztere sich zu entschädigen, war alles, worauf man jetzt noch dachte.

Feste folgten den Festen, die Verbindungen des jungen Freiherrn dehnten sich bei denselben immer weiter aus, und seine Bewunderung der französischen Gesellschaft, sein Geschmack an dem Hofleben wuchsen, je mehr er in demselben heimisch wurde. Weil er von frühester Kindheit an zu einer strengen Unterwürfigkeit unter den Willen der Kirche und unter den Willen seines Vaters und Erziehers angehalten worden war, hatte er sich gewöhnt, sich selbst und seinen Werth nach dem Maßstabe zu messen, der ihm von Andern, gleichsam von außen her, dargeboten wurde. Er fand

sich also sehr leicht darein, ja, es dünkte ihn eigentlich nur natürlich, daß die Gesellschaft, in die er jetzt eingetreten war, einander nach der Bedeutung schätzte, welche der König und die königliche Familie den einzelnen Personen zuerkannten, und er stand sich gar wohl bei dieser neuen Ansicht, denn man nahm ihn um seiner Beschützerin willen am königlichen Hofe günstig auf.

Er war ein schöner Mann geworden, er tanzte den Walzer, den die Fremden in Frankreich eingeführt hatten, mit Meisterschaft, seine jugendliche Genußfähigkeit, selbst seine Schüchternheit empfahlen ihn den Frauen. Dazu war er ein trefflicher Reiter, wußte die Waffen wohl zu brauchen, und weil er sich der ihn umgebenden Meinung gefügig zeigte, gewann er sich auch die Gunst der Männer. Es währte also gar nicht lange, bis man der Herzogin von vielen Seiten das Lob ihres jungen Schützlings wiederholte, und diese blieb nur sich selbst getreu, wenn sie Renatus, den sie in ganz eigensüchtiger Absicht bei sich aufgenommen hatte, werth zu halten und auszuzeichnen anfing, sobald er eine vortheilhafte Erwerbung für ihre besondere Hofhaltung zu werden versprach.

Kein Tag verstrich, an welchem sie sich nicht

eine Weile in einsamem Zwiegespräche mit ihm beschäftigte. Sie machte sich eine Pflicht daraus, seine Ausdrucksweise in der fremden Sprache zu verbessern, sie wies ihn an, wie er sich gegen die verschiedenen Personen, mit welchen sie ihn in Berührung brachte, zu verhalten habe, und wenn er sich ihr dankbar und allen ihren Anordnungen gehorsam erwies, rief die Herzogin oft seufzend aus: Ach, warum hat der Himmel mir es versagt, in meiner Nichte ein so weiches Herz zu finden! Warum ist es mir auferlegt, kaltem Starsinne zu begegnen, wo ich so viel Liebe säete und für die letzten Tage meines Lebens Liebe zu ärnten hoffte!

Sie hielt ihrem neuen Schützlinge dann ihre Hände hin, sie drückte einmal sogar einen Kuß auf sein schönes, blondes Haar, da er sich neigte, ihre Hand an seine Lippen zu ziehen, und gerade, daß er sich sagen mußte, wie hart und ungerecht er, von Eleonoren dazu verleitet, an dem ersten Tage die Herzogin zu beurtheilen geneigt gewesen war, gerade das befestigte seine Ergebenheit für die Greisin und wendete seine Empfindung von Eleonoren ab, so oft er die eisige Zurückweisung bemerkte, mit welcher die Gräfin die Freundlichkeit der Herzogin vergalt.

Drittes Capitel.

Tage reihten sich an Tage, Wochen wurden zu Wochen, und vieles, was Renatus in seiner neuen Umgebung im Anfange nicht verständlich gewesen war, klärte sich ihm von selber auf. Er sah, daß die Freundschaft und Huldigung, welche der alte Fürst der Gräfin Eleonore entgegenbrachte, ihren Ursprung nicht nur in seiner vieljährigen Verbindung mit ihrer Tante hatten, sondern auf Rechnung der Bewerbung zu setzen waren, mit welcher der Prinz, sein Sohn, sich um die schöne Erbin bemühte. Auch über die Absichten der beiden Geistlichen, welche zu den täglichen Gästen der Herzogin gehörten, konnte Renatus auf die Länge nicht in Zweifel bleiben.

Er fand es jedoch sehr natürlich, daß ein Mann von den Vorzügen des Prinzen sich noch die Fähigkeit zutraue, die Liebe eines jungen Weibes zu erwerben;

es däuchte ihm durchaus berechtigt, daß die katholische Kirche sich die in jedem Betrachte ausgezeichnete Gräfin, die nach dem Glauben ihrer Mutter der englisch-protestantischen Kirche angehörte, anzueignen strebte; denn für Beides hatte er die Beispiele in seinem eigenen Hause vorgefunden. Allerdings waren die Ehen, welche der verstorbene Freiherr in reifem und in vorgerücktem Alter mit bedeutend jüngeren Frauen eingegangen war, nicht glücklich ausgefallen. Aber seine protestantische Mutter hatte doch Glück und Frieden im Schooße der römischen Kirche gefunden, und obschon sich bei Renatus die Gewohnheit der kirchlichen Unterordnung wie das Bedürfniß nach religiösem Anhalte, seit er das Vaterhaus verlassen und namentlich jetzt in den Jahren des Krieges, sehr vermindert hatten, hegte er doch den Glauben, daß für ein so stolzes Herz, wie das der Gräfin, die Sorge und Pflege durch einen ihr überlegenen geistlichen Berather nur heilsam sein könne. Niemand aber mußte zu einer solchen Aufgabe geeigneter erscheinen, als der Abbé von Montmerie, als der jüngere der beiden geistlichen Herren, welche in dem Hause der Herzogin fast an keinem Tage fehlten.

Die Herzogin hatte den Abbé schon in Italien

gekannt. Seine Hingebung an die Kirche und seine umfassende Gelehrsamkeit hatten ihn früh zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit für seine Vorgesetzten gemacht, seine weltmännischen Manieren empfahlen ihn der vornehmen Gesellschaft, welcher er durch seine Geburt angehörte. Von Jugend auf kannte er aus den Erzählungen seiner Anverwandten alle die geheimen Fäden, durch welche diese schöne Welt unter einander zusammenhing, und da er das scharfe Auge eines Beobachters hatte, war es ihm, als der Hof und mit ihm auch der Adel und der Abbé selber in ihre französische Heimat zurückkehrten, nicht schwer gefallen, in den Reihen dieses Hofes den Platz für sich zu finden, welchen er als den angemessensten für sich erachtete. Er hatte sich nicht, wie viele Andere, in den Beichtstuhl gedrängt, denn es hatte ihn nicht danach gelüstet, die Bekenntnisse dieses oder jenes beängstigten Herzens zu vernehmen, und hier eingreifend, dort berathend in kleinen Verhältnissen einen Einfluß zu gewinnen, der sich nur allmählich ausdehnen, nur langsam von Bedeutung werden konnte. Man hätte sagen mögen, er weise das Vertrauen zurück, das man ihm entgegenbrachte, so wenig zeigte er sich geneigt, sich um fremde Angelegenheiten zu bekümmern, und

was ihn selber und seine Zukunft anging, das schien ihm vollends keine große Sorge zu erregen.

Seine gründlichen Studien in den klassischen Sprachen, die ihn zu einem der hervorragendsten Lehrer an dem Kollegium gemacht, dem er angehörte hatten ihn auch der Beachtung des Königs empfohlen Ließ man ihm von gewisser Seite merken, daß seine andauernde Beschäftigung mit dem heidnischen Alterthume seiner Hingebung an das Christenthum Abbruch zu thun drohe, so versicherte er, daß er ein eben so orthodoxer Christ sei, als Seine Majestät, wennschon er sich nicht rühmen dürfe, in der heidnischen Vorzeit so völlig heimisch zu sein, als sein König und Herr; und der Abbé von Montmerie wußte es sehr genau, daß eine solche Wendung alle Aussicht hatte, an rechter Stelle wiederholt und von Ludwig dem Achtzehnten mit geneigtem Ohre aufgenommen zu werden.

Seine Amtsbrüder nannten den Abbé mit schlecht verhehltem Spotte einen schönen Geist, der König hatte ihn als einen feinen Geist bezeichnet und die Frauen ihn nach dem Beispiele der Herzogin als einen liebenswürdigen Geist und als einen jener Männer anerkannt, die überall vermittelnd wirken, weil sie für sich selber nichts zu erstreben scheinen. Es gab Nie=

manden, der wie der Abbé ein Mißverständniß unter Freunden behutsam auszugleichen wußte, Niemanden, der sich mit größerer Freude dazu erbot, der Ueberbringer einer willkommenen Botschaft zu sein, und der wie er, eine unangenehme Eröffnung in milde Formen einzukleiden sich geschickt erwies. Wollte man ihm danken, so nannte er sich als den Verpflichteten, weil man ihm die Gelegenheit gegeben habe, seinem innersten Wesen zu genügen und im Sinne seines Amtes zu handeln; und der König war noch nicht lange in sein Reich zurückgekehrt, als man bereits mit Sicherheit behauptete, daß in den langen, besonderen Gesprächen, mit welchen Seine Majestät den gelehrten Geistlichen begnadigte, auch von anderen als von jenen philologischen Gegenständen, die der König als sein besonderes Fach ansah, die Rede sei, und daß die Verbindungen des Geistlichen eben so weit verzweigt als mächtig wären.

Die Freundschaft, deren die Herzogin sich von des Königs Seite zu erfreuen hatte, fesselte den Abbé an sie. Auch zwischen der Gräfin Haughton und ihrer Tante hatte er Anfangs seine Kunst im Vermitteln geltend zu machen versucht, aber es war ihm nicht gelungen, Eleonore den Planen der Herzogin

geneigt zu machen, ja, er hatte das Mißtrauen nicht besiegen können, mit dem die Gräfin, ihrer Mutterkirche treu, jeden katholischen Geistlichen betrachtete.

Nur wenige Tage vor der Ankunft des jungen Freiherrn hatte der Abbé sich in dem Saale der Herzogin im Beisein Eleonorens mit großer Wärme und mit der schwunghaften Weise, die ihm sehr wohl anstand, über das erhebende Gefühl ausgesprochen, welches für den Einzelnen aus der Zusammengehörigkeit mit einer großen Gemeinde erwachse. Man hatte seit Jahren wieder zum ersten Male den Tag von Mariä Himmelfahrt mit einer Prozession gefeiert, bei welcher die Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses selber die Kerze getragen, und die Herzogin hatte es sich trotz ihrer hohen Jahre nicht nehmen lassen, sich dem Zuge, so weit ihre Kräfte es ihr gestatteten, anzuschließen.

Die ganze alte legitimistische Gesellschaft fühlte sich wie verjüngt durch diesen Akt, weil er ihr die Tage ihrer frühesten Jugend in das Gedächtniß rief, und man gefiel sich darin, die politische Genugthuung, welche man sich und der Kirche bereitet hatte, und die Freude, die man über diesen Sieg empfand, als eine innere Beseligung und Erhebung zu bezeichnen,

von welcher die Gräfin Haughton ausgeschlossen zu sehen der Abbé beklagte.

Er stand, während er ihr dieses mit seiner gewohnten edeln Weise aussprach, mit Eleonoren in der tiefen Brüstung eines Fensters ganz allein. Das Licht fiel hell auf ihn nieder, jede Miene seines Antlitzes bestätigte die Wahrheit und den Ernst seiner Worte. Die Gräfin ließ ihr Auge nicht von ihm. Sie liebte es, ihn sprechen zu hören, ihn zu beobachten, denn er zog sie an, obschon sie ihm mißtraute; und ohne von seinen Schilderungen irgendwie ergriffen zu sein, sagte sie: Ich zweifle nicht an dem Glücke, dessen Sie alle heute theilhaftig geworden sind, und ich sehe es ja, wie völlig die große Gemeinschaft, deren Sie gedenken, den Einzelnen in sich aufnimmt und mit sich fortträgt. Aber bemühen Sie Sich nicht um mich, ich bin der Anstrengung nicht werth. Ich kann weder glauben noch lieben auf eines Anderen Geheiß, weder beten noch mich verheirathen, wo es mich selber nicht dazu drängt; und was kümmert es Sie, woran ich jenseit des Kanales glauben, oder meine Tante, an wessen Seite ich dort leben werde? Denn daß ich Frankreich und dieses Haus verlasse, sobald ich die mir zustehende Freiheit

dazu erlange, daran, Herr Abbé, zweifeln Sie wohl selber nicht!

Und wer sagt Ihnen, Gräfin, fragte er sie, daß ich es ersehne, Sie als die Gattin des Prinzen Polydor zu sehen, wennschon ich Ihnen nie verhehlte, daß ich mich glücklich schätzen würde, eine so mächtige und freie Seele wie die Ihrige zu den Unsrigen zählen zu dürfen?

Die Gräfin war überrascht. Nie zuvor hatte der Abbé mit ihr über die Plane der Herzogin oder über die Wünsche des Prinzen Polydor gesprochen; aber sie faßte sich schnell, und jene Andeutung ganz unbeachtet lassend, sagte sie: Sie nennen meine Seele mächtig und frei! Was kann die Macht und die Freiheit einer Seele Ihrer Kirche nutzen, die blinden Gehorsam gegenüber ihrer unumschränkten Herrschaft fordert?

Wer herrschen will, bedarf der Menschen, die zum Herrschen fähig sind! gab er ihr zur Antwort. Zum Gehorchen sind Viele berufen, zum Herrschen werden einige Wenige erwählt.

Und Sie gehören zu diesen Letztern, nicht so, Herr Abbé? meinte Eleonore mit gewohnter Keckheit.

Der Abbé folgte jetzt dem Beispiele, das sie selber

ihm gegeben hatte. Er überhörte geflissentlich den Ton, mit welchem sie diese Frage an ihn richtete. Ich hoffe mich durch Unterordnung unter die Weisheit der Herrschenden zum Herrschen geschickt zu machen, Gräfin! gab er ihr zur Antwort.

Sie halten also Herrschaft für ein Glück?

Ich halte die Herrschaft für die höchste Befriedigung, die dem Menschen zu genießen verliehen ist, und ich erachte es als die höchste Tugend, wenn ein zum Herrschen geborener Mann durch die Schule der Selbstbeherrschung und der Unterordnung sich dazu befähigt, für gute und edle Zwecke, für die höchsten Ziele, die Herrschaft über jene ungeheure und ungeschulte Masse zu gewinnen, die, sich selber überlassen, zu jedem Irrthume, zu jeder Ausschweifung, zu jeglichem Verbrechen zu verführen ist. Oder ersehnt Ihr Herz die Vorgänge und die Zeiten wieder, welche vor unserer endlichen Rückkehr dieses arme Frankreich heimgesucht haben?

Der Abbé wußte, wem er die Reize der Herrschaft anpries. Auch hatte die Gräfin ihm mit tiefem Ernste zugehört.

Sie sprechen von Zielen, wie sie dem Manne winken. Wo ist uns Frauen die Möglichkeit zu jenem

Thun eröffnet, das Sie als die höchste irdische Befriedigung bezeichnen? versetzte sie darauf.

Der Abbé schwieg, als ob er sich scheue, ihr seine Meinung auszusprechen; endlich sagte er: Ihre Kirche, gnädige Gräfin, erkennt auch der hochbegabtesten Frau, wenn sie nicht zufällig auf einem Throne geboren ist, freilich kein anderes Regiment, als das in ihrem engen Hause zu. Die katholische Kirche, in der die jungfräuliche Mutter Gottes der Gegenstand der heiligsten Verehrung ist, hat aber zu allen Zeiten die hervorragenden Frauen auszuzeichnen, an ihren Platz zu stellen und große Gewalt in ihre Hände zu legen getrachtet und verstanden. Ich weiß es, Sie kennen die Frau Aebtissin der heiligen Schwestern zum Herzen Jesu. Glauben Sie, daß diese fürstliche Frau sich entschließen könnte, die Würde, die sie in unserer erhabenen Kirche einnimmt, die Macht, welche in ihre Hände gelegt ist, den Einfluß und die hohe Verehrung, deren sie genießt, mit irgend einem Verhältnisse, wie die weltliche Gesellschaft ihr es bieten möchte, zu vertauschen?

Selbst wenn ich Katholikin wäre, würde das Kloster mich nicht locken; würde die Macht innerhalb der höchsten Beschränkung, die Herrschaft in den

Banden des Zwanges und der Abhängigkeit mir keine Genugthuung bereiten! versicherte die Gräfin. Herr zu sein über mich selbst, Herr zu sein in jeder Stunde über jede meiner Entschließungen, das allein ist es, wonach ich trachte, und ...

Und was Sie sicher nicht erreichen werden, gnädige Gräfin, fiel der Geistliche ihr in das Wort, wenn Sie, Sich dem Willen der Frau Herzogin fügend, den Prinzen Polydor zu Ihrem Gatten wählen.

Er war mit dieser Wendung wieder auf den Ausgangspunkt ihrer Unterredung zurückgekehrt, und ihn mit fragendem Erstaunen anblickend, zögerte die Gräfin, ihm eine Antwort zu geben.

Der Abbé störte sie in ihrem Ueberlegen nicht. Er wußte, daß von der Fürstentochter bis herab zur niedrig geborenen Magd nicht leicht eine Frau der Versuchung widersteht, sich über ihre Herzensangelegenheiten und Ehestandsaussichten mit einem bedeutenden Manne zu besprechen, wenn dieser in denselben nicht betheiligt ist, und er hatte mit Sicherheit Eleonorens Frage erwartet, womit sie den Antheil verdiene, den er ihr beweise.

Aber auch er ließ sie seine Antwort jetzt erwarten, und erst nach längerer Zeit, in der er mit sich zu

Rathe gegangen zu sein schien, sagte er: Sie sind so jung, gnädige Gräfin, daß man sich immer wieder auf dem Fehler ertappt, an Sie die Maßstäbe anzulegen, nach welchen man die Mehrzahl der Frauen, die gewöhnlichen Jungfrauen in Ihrem Alter zu messen gewohnt ist. Diesen Fehler habe ich lange Zeit begangen, und Sie haben ihn mir mit einem Mißtrauen vergolten, das ich mit Beschämung als ein verdientes anerkennen muß. Wollen Sie mir diesen Fehler verzeihen, wollen Sie mir vergönnen, Ihnen ruhig auseinander zu setzen, in welcher Lage ich mich Ihnen gegenüber befinde, so werde ich Ihnen für das Erstere von Herzen danken und bin ich zu dem Letzteren bereit.

Der Abbé hatte bis dahin vor Eleonoren gestanden. Jetzt, als sei er ihrer Zustimmung gewiß, rückte er einen Lehnstuhl für sie herbei, nahm einen Sessel ihr gegenüber ein, und er sah dabei mit besonderer Genugthuung, wie die Mienen der Gräfin sich geändert hatten, wie sie mit Spannung in seinem Antlitze zu lesen strebte, was er ihr zu sagen haben könne.

Es würde mir und meinem Amte übel anstehen, hob er nach kurzem Ueberlegen an, wenn ich Ihnen aussprechen wollte, was die Gesellschaft der Sie um-

gebenden Männer Ihnen täglich und unablässig wiederholt, daß Sie an Schönheit die anderen Frauen überragen, daß der Mann glücklich zu preisen sein würde, dem es gelänge, Ihre Liebe und mit dieser den Besitz Ihrer Person zu gewinnen. Aber ich trage daneben kein Bedenken, Ihnen zuzugeben, was Ihnen, ich weiß es, von Seiten Ihrer früheren Erzieherin und Ihres geistlichen Berathers ebenfalls oft genug wiederholt werden mag, daß eine junge Frau von Ihrer ungewöhnlichen Begabung, von Ihrer Selbstständigkeit und von Ihrem großen und unabhängigen Vermögen der Beachtung unserer Kirche nicht entgehen konnte. Wer überzeugt ist, die Wahrheit zu kennen und zu besitzen, muß, wenn er kein Elender ist, sie mitzutheilen und vor Allem diejenigen derselben theilhaftig zu machen wünschen, von denen er erwarten darf, daß sie starke Zeugen für die Wahrheit werden können. Wer die Herrschaft als ein ihm von Gott verliehenes Recht ansieht, muß nach den Mitteln trachten, welche ihm das Herrschen möglich machen, und ich bin viel zu sehr von dem heiligen Rechte unserer Kirche überzeugt, viel zu sehr von ihrer allein seligmachenden Kraft durchdrungen und von der erhabenen Aufgabe beglückt, die mein Amt mir aufer-

legt, als daß ich anstehen sollte, Ihnen zu bekennen, wie es mein heißer Wunsch, mein heißer Wunsch gewesen ist, eine Frau von Ihrer hohen und eigenartigen Begabung, von Ihrem fürstlichen Vermögen in die Reihen unserer Bekenner eintreten und Sie wo irgend möglich früher oder später Sich zu der kleinen Schar der Auserwählten gesellen zu sehen, welche die Welt regieren, weil sie wissen, was der menschlichen Schwäche angemessen ist und wohlthut.

Er hielt inne und sagte dann mit einem leisen Seufzer, der seiner männlichen Schönheit sehr wohl anstand: Ich habe, wie ich mit Beschämung erkenne, denn eines Irrthumes hat der reife Mann sich stets zu schämen, mich mit einer falschen Hoffnung getragen, ich habe Sie nicht richtig beurtheilt. Ihr Sinn ist weniger groß, als ich mir's vorgestellt hatte; er verlangt nicht nach Herrschaft, er scheut nur vor persönlicher Abhängigkeit zurück, und einer solchen würden Sie in der Ehe mit dem Prinzen nicht entgehen, denn der Prinz hat trotz seiner gewinnenden Umgangsformen die ganze Herrschsucht seiner Mutter.

Es entstand eine Pause; der Abbé war anscheinend von dem Gegenstande seiner letzten Erörterungen abgekommen, als er die Rede noch einmal auf Eleo=

norens Verbindung mit dem Prinzen lenkte. Aber sie beachtete das nicht. Man konnte sehen, daß ihre Gedanken mit irgend einem Gegenstande lebhaft beschäftigt waren, denn sie schaute schweigend vor sich hin, ohne ihre Blicke auf ihrer Umgebung haften zu lassen, und erst nach einer Weile, während welcher der Abbé sie sich selber überlassen hatte, fragte sie, als komme sie auf diesen Punkt nur zufällig zurück oder als benutze sie die Frage nur, um den eigentlichen Boden der Unterhaltung zu vermeiden: Sie haben also die Mutter des Prinzen auch gekannt?

Welche Frage, Gräfin! entgegnete der Geistliche, indem er sie mit forschendem Blicke ansah.

Eleonore besann sich. Freilich, freilich, rief sie, der Prinz ist älter, sehr viel älter, als Sie, und die Fürstin von Chimay ist noch jung gestorben!

Der frühe Tod der Frau Fürstin, meinte der Abbé bedeutsam, hinderte micht nicht, die Mutter des Prinzen Polydor zu kennen, und Sie selber, Gräfin ....

Er hielt inne; Eleonore sah ihn forschend an. — Ich verstehe Sie nicht, Herr Abbé, sagte sie, aber ich bemerke, daß Sie mir eine Mittheilung zu machen denken, auf die Sie mich langsam vorzubereiten suchen,

oder daß Sie Sich überzeugen möchten, ob ich von irgend welchen Verhältnissen unterrichtet bin, die Sie, vielleicht als ein Geheimniß, kennen gelernt haben. In beiden Fällen muß ich Sie bitten, Sich bestimmter auszusprechen, denn ich wiederhole es Ihnen, ich verstehe Sie nicht.

Der Abbé lächelte. Sie wollen mich glauben machen, Gräfin, sprach er, daß Ihnen, Ihnen allein die Beziehungen verborgen geblieben sein sollten, in welchen Prinz Polydor zu diesem Hause und dadurch auch zu Ihnen steht; und doch konnte nur Ihre Kenntniß dieser Umstände mir es bisher erklären, was Sie bewog, der Bewerbung des Prinzen, wenn Sie überhaupt gewillt sind, Sich zu vermählen, kein Gehör zu schenken.

Eleonore hatte die Farbe gewechselt; sie preßte die Lippen fest zusammen, wollte eine Frage thun, unterdrückte sie aber und sagte dann: Ich befinde mich in diesem Augenblicke Ihnen gegenüber in einer Lage, die mich demüthigt und beschämt. Ich habe es Ihnen nie verborgen, Herr Abbé, daß Ihr Amt, daß die Tracht des Ordens, die Sie tragen, mir ein Vorurtheil, ein Mißtrauen gegen Sie gegeben haben, wie mir dieselben seit meiner frühesten Jugend einge-

flößt worden sind. Jetzt beweisen Sie mir einen Antheil, den ich mir erklären könnte, hätte ich Ihnen nicht meine entschiedene Abneigung gegen Ihre Kirche ausgesprochen; und ohne daß diese Abneigung oder jenes Mißtrauen im geringsten nur verändert wären, bin ich genöthigt, Sie mit einer Bitte anzugehen und von Ihnen Aufschlüsse zu begehren. Wollen Sie mir, damit ich dieses thun kann, eine Frage aufrichtig beantworten?

Der Abbé erwiederte, daß sie zu befehlen habe und daß sie auf seine Wahrhaftigkeit vertrauen könne.

Nun denn, sprach sie, so sagen Sie mir unumwunden: was veranlaßt Sie, Sich um mein Schicksal zu bekümmern, da und nachdem ich Ihnen ausgesprochen habe, daß Sie nicht darauf rechnen dürfen, mich zu Ihrer Kirche zu bekehren? Was liegt Ihnen daran, was aus mir wird oder wem ich mich verbinde, sofern ich nicht katholisch werde und mich Ihren Ansichten und Hoffnungen nicht füge? Was bin ich Ihnen, Herr Abbé?

Der Abbé richtete seine dunkeln Augen, deren schönen Glanz die langen Wimpern nur erhöhten, ruhig auf die ihrigen und sagte: Ihre Frage erheischt

von mir eine Antwort, die ich Ihnen nicht geben dürfte, wenn ich meiner nicht so völlig sicher wäre. Was Sie mir sind? — Er schwieg und betrachtete sie unverwandt; dann sagte er: Fragen Sie jeden Mann, der sich Ihnen naht, was Sie ihm sind? — Und abermals hielt er inne. Sie wollten mich herausfordern, Gräfin, sprach er dann, indem er sich hoch und stolzer hob, und sein mitleidiges Lächeln glitt strafend über sie hinweg, Sie wollten mich herausfordern, Gräfin! Sie wollten Sich die Genugthuung bereiten, einen Geistlichen der von Ihnen mißachteten Kirche sich und seinem Eide untreu und zu Ihrem Sclaven werden zu sehen; schade nur, daß ich Ihnen diese Genugthuung nicht zu bereiten vermag!

Eleonore zuckte zusammen, ihre Wangen erglühten in der dunkeln Röthe der Scham; sie versuchte ihre Blicke, seinem Worte trotzend, zu dem Geistlichen zu erheben, aber sie vermochte es nicht. Er ließ sie eine geraume Zeit unter dem Drucke der ersten Demüthigung, die sie erfuhr. Als er sah, wie tief sein Vorwurf und diese Erfahrung sie getroffen hatten, nahm er ihre Hand und sagte wie in erbarmendem Vertrauen: Ich habe Ihnen die Wahrheit, eine volle Wahrheit verheißen, und ich habe keinen Grund, Ihnen

irgend etwas von demjenigen vorzuenthalten, was Sie zu wissen begehren. Ich wiederhole es Ihnen also ohne jegliches Bedenken, Ihre vollkommene Schönheit, Ihre stolze Unabhängigkeit haben auch auf mich ihres Eindruckes nicht verfehlt. Der Eid, der uns von allem Begehrendürfen und Verlangen abtrennt, verbietet und verhindert das Sehen, das Erstaunen, das Bewundern nicht; aber wer aus voller Ueberzeugung sich einem großen Gedanken, einem die Welt umfassenden und über das Leben hinausgehenden Zwecke hingegeben hat, der findet keinen Raum in sich für persönliches Wünschen, der erlernt es, auch das Schönste und Begehrenswertheste nur als ein Mittel für den einen großen Zweck zu betrachten, und alles, was ich meiner Phantasie verstattet, was ich meinem Herzen zugestanden habe, als ich Sie in Ihrer von Gott begnadigten Erscheinung mit Ihrem für das Große geschaffenen Sinne vor meinen Augen Sich entfalten sah, war der Wunsch, der heiße Wunsch, Sie diese großen Gaben nicht auf kleinliche und Ihrer selber unwürdige Weise verwenden und verschwenden zu sehen. Eine Eleonore Haughton ist für die Gewöhnlichkeit des Frauenlooses nicht geschaffen!

Er hatte ihre Hand nach festem, männlichem

Drucke freigegeben, als habe er ihr nun alles gesagt, was ihr zu wissen nöthig sei. Er sah sich nach seinem Hute um; auch Eleonore hatte sich erhoben. Als der Abbé sich von ihr wendete, ließ sie ihr Auge über seine Gestalt hingleiten, und sie gestand sich, daß er schön, ja, daß er unter den Männern, die sie kannte, vielleicht der schönste sei. Wie ein Lichtstrahl, hell und flüchtig, zuckte der Gedanke durch ihren Geist: warum ist er nicht frei? warum trennt der Glaube ihn von mir? — Und in dieses Bedauern mischte sich zum ersten Male in ihrem Leben ein Mitleid mit sich selbst. Sie fühlte es, daß sie schon lange ihrer Erzieherin überlegen, daß sie stets sich selber überlassen gewesen sei. Sie kam sich plötzlich einsam und des Rathes sehr bedürftig vor und als der Abbé sich von ihr entfernen wollte, sagte sie sich, daß sie diesen Augenblick nicht vorübergehen lassen, daß sie den Geistlichen nicht mit dem Glauben scheiden lassen dürfe, als sei sie kleiner, geringer, als er sie geschätzt habe.

Herr Abbé, hob sie an, eine Unterredung wie die, welche wir eben gehabt haben, ist sicherlich keine gewöhnliche zwischen einem Geistlichen Ihres Alters und einem Mädchen von meinen Jahren, das Sie als eine Ketzerin betrachten. — Sie versuchte zu

lächeln, aber sie war viel zu erschüttert, irgend etwas scheinen oder darstellen zu können, was sie nicht empfand. Dem Abbé entging das nicht, er behielt den Hut in der Hand und stützte sich auf die Lehne des Sessels, der sie von einander trennte, während er sein Haupt leise neigte, um sie mit seinem Blicke in ihren Mittheilungen nicht zu hindern.

Sie wartete auf irgend eine Entgegnung von seiner Seite; da er eine solche unterließ, sprach sie: Ich will Ihre Voraussetzungen gelten lassen, will nach Ihrem Worte von mir annehmen, was ich oft in mir gefühlt zu haben glaube, daß mein Sinn nicht unwerth wäre, sich auf ein großes Ziel zu richten. Sind Sie überzeugt, daß mir eine große, eine wirksame Thätigkeit, daß mir Macht und Einfluß und Befriedigung in dem Bereiche des Lebens nicht geboten werden können, in welchen meine Geburt und mein Besitz mich stellen?

Das wird, wie ich Ihnen, theure Gräfin, schon vorhin bemerkte, einzig und allein von Ihrer einstigen Entscheidung über Sich selbst abhangen! entgegnete er ihr bestimmt, und wieder entstand eine Pause, die zu beenden der Abbé sich weislich hütete. Er kannte den heftigen Charakter, die leidenschaftliche Natur der

Gräfin und wußte, daß Niemand von einem fremden Willen so schnell vorwärts, so über sein eigentliches Ziel hinausgetrieben wird, als von der Ungeduld des eigenen, an Warten und Ertragen nicht gewöhnten Herzens, und er hatte sich auch diesmal in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht. Denn mit einer Miene, in welcher ihre Selbstüberwindung und ihre feste Entschlossenheit sich verriethen, sprach sie plötzlich: Sie haben mir eine Aufrichtigkeit gegönnt, die mich stolz macht und mich Ihnen zu Dank verpflichtet, Herr Abbé! Ich räume Ihnen ein, daß Sie meine Natur besser erkannt haben, als die Andern alle; aber die Straße, die Sie mich führen möchten, werde ich nicht gehen! Hindert Sie das, mir die Hand zu bieten und mir beizustehen auf dem Wege, den ich mir erwähle? Ich habe der Verehrer, seit ich in die Gesellschaft eintrat, nicht entbehrt; einen Mann, der sich beschieden hätte, mir ein Freund zu sein, habe ich nicht gefunden! Können, wollen Sie mir ein Freund, ein Berather werden? Ich brauche einen solchen, und — ich vertraue Ihnen! fügte sie mit einer Miene und einem Tone hinzu, die selbst auf den Abbé, so ruhig und mit so viel Selbstbefriedigung er sie betrachtete, ihre Wirkung nicht verfehlten, weil

die ganze Ueberwindung, die sie in sich vollzogen hatte, sich in ihnen kund gab.

Sie hielt ihm die Hand hin, er ergriff sie auf's Neue mit einem festen Drucke, als habe er es mit einem Manne zu thun. Ich danke Ihnen, Gräfin! befehlen Sie über mich! — Das war alles, was er ihr zur Antwort gab. Aber Eleonore ward von seinen Worten tief erschüttert. Sie konnte sich nicht erklären, was sie so bewegte, sie mußte sich sammeln, sich zusammennehmen, und es war endlich nur das Bestreben, von sich selber loszukommen und Herr über ihre innere Aufregung zu werden, welches sie bestimmte, die Frage nach der Mutter des Prinzen zu wiederholen.

Sie setzen mich gleich auf eine schwere Probe, meine junge Freundin, sagte der Abbé, denn ich laufe Gefahr, das eben von Ihnen erlangte Zutrauen zu verlieren, wenn ich Ihnen mittheile, was ich allerdings nicht als ein Geheimniß, sondern aus der Mitwissenschaft der Zeitgenossen über jene Verhältnisse erfahren habe. Prinz Polydor steht Ihnen näher, als Sie wissen, oder ahnen, meine theure Gräfin, und eben das ließ mich nach den Begriffen unserer Kirche vor dem Gedanken, daß Sie ihm verbunden werden könnten, Bedenken tragen, ja erschrecken.

Sie verhießen mir die Wahrheit und sprechen in Räthseln zu mir! beklagte sich Eleonore, wie soll ich Sie verstehen?

Der Abbé sah auf den breiträndigen, zusammengeschlagenen Hut hernieder, den er in seinen Händen hielt. Es sind traurige Ereignisse, es ist eine schwere Sünde, von denen Sie Kunde begehren, sagte er, und doch müssen Sie erfahren, was Sie nur zu nahe angeht und was außer Ihnen kaum für Jemanden ein Geheimniß ist. Es hat durch lange Jahre, noch bei Lebzeiten des Herrn Herzogs von Duras, ein Liebesverhältniß, eine heftige Leidenschaft zwischen der Herzogin und dem Fürsten von Chimay bestanden, welche eine stillschweigende Trennung der herzoglichen Ehe veranlaßt hatte, lange ehe die Frau Herzogin ihres ersten und einzigen Kindes genas. Der Herzog hatte also vollen Grund, dieses Kind nicht als das seinige anzuerkennen; der Fürst hingegen wünschte, sich den Sohn der geliebten Frau anzueignen, und diese verlangte für ihren Sohn nach einer Stellung, wie seine Abstammung sie ihm gesichert hätte, wäre seine Geburt eine rechtmäßige gewesen. Man kam also auf das Auskunftsmittel, den Neugeborenen einer Anderen, einer Fremden unterzuschieben. Freunde der Frau

Herzogin und des Fürsten fanden in der schönen, brustkranken Tochter einer herabgekommenen Familie die Person und die Willfährigkeit, deren man bedurfte. Die Herzogin gebar in einer kleinen schweizerischen Stadt den Prinzen Polydor, Fräulein von Merrieux wurde dem Fürsten von Chimay hier in der Carmeliter-Kirche angetraut, der Fürst sicherte ihren Eltern ein namhaftes Vermögen zu, das fürstliche Ehepaar begab sich nach der Schweiz, den Sohn der Herzogin persönlich in Empfang zu nehmen, und diese mochte sich darauf Rechnung gemacht haben, nach dem voraussichtlichen Tode der jungen Fürstin sich ihren Sohn als Pflegesohn aneignen zu können. — Der Abbé hatte diese Thatsachen nackt und trocken hingestellt. Jetzt machte er eine kleine Pause, und ruhig und nachdenklich hob er dann auf's Neue zu erzählen an. Des Menschen Gedanken und des Herrn Wege sind gar oft verschieden, sagte er, und auch in diesem Falle bewährte sich die allwaltende Gerechtigkeit des Herrn. Wider alles menschliche Voraussehen stellte er die Gesundheit der Fürstin, die sich für die Ihrigen geopfert hatte, völlig wieder her, und er wendete ihr die ganze Neigung ihres Gatten, die volle Liebe ihres Pflegesohnes zu. Der Fürst vergaß in den Armen seiner

edeln Gemahlin, auf welche Weise er sie erwählt hatte. Ihre Frömmigkeit suchte durch Buße sein Vergehen zu sühnen, und als wenig Jahre danach der Herzog von Duras das Zeitliche verließ, fand die Frau Herzogin sich von dem Genossen ihrer Sünde, wenn nicht vergessen, so doch aufgegeben. Erst nach dem Tode der gottergebenen Frau Fürstin stellte die alte Freundschaft zwischen Ihrer Frau Tante und dem Fürsten von Chimay sich allmählich wieder her, und Sie werden es, da Sie die Frau Herzogin ja kennen, nur begreiflich finden, wie viel ihr daran gelegen sein muß, Sie, die Sie ihre rechtmäßige und einzige Erbin sind, mit dem Prinzen Polydor, mit ihrem Sohne, zu verbinden.

Eleonore war dem Berichte des Geistlichen mit höchster Spannung, mit großer Aufregung gefolgt. Nun, da er seine Erzählung beendet hatte, leuchtete eine unheimliche Freude aus ihren Augen. Ja, Sie sind mein Freund! rief sie triumphirend aus, Sie sind mein wahrer, mein einziger Freund, und Sie sollen es sehen, daß ich Ihres Vertrauens nicht unwerth bin, Herr Abbé! Aber mich brauchen lassen wie Fräulein von Merrieux? Mich brauchen lassen, um Ihren Fehltritt gut zu machen und Ihrem Sohne

sein Erbe zuzuwenden? — nimmermehr, Frau Herzogin, nimmermehr! Dazu ist Eleonore Haughton nicht gemacht! — Noch einmal meinen Dank, mein Freund, mein edler, mein großmüthiger Freund! wiederholte sie dem Abbé, und sich dann plötzlich von ihm wendend, verließ sie das Gemach.

Der Abbé sah ihr schweigend nach. Er war mit sich zufrieden, und wie ein sieggewohnter Mann das Gelungene erwägend, dasjenige, was jetzt zu leisten war, bedenkend, ging auch er von dannen, um ruhig und in sich gefaßt, wie immer, der Frau Herzogin seine gewohnte Aufwartung zu machen.

Viertes Capitel.

Renatus hatte, seit er der Gast der Herzogin und am Hofe empfangen worden war, nur selten und nur flüchtige Briefe in die Heimat gesendet, und er schlug sich die Nachrichten, welche ihm von dort mit Regelmäßigkeit gegeben wurden, gern aus dem Sinne.

Hildegard kam in jedem ihrer Briefe darauf zurück, daß die Signorina, wie sie Vittoria noch immer zu nennen liebte, sich in unbegreiflicher Weise verändert habe. Sie sei heftig und herrisch geworden, könne sich nicht darein finden, nicht mehr die ausschließliche Neigung ihres Stiefsohnes zu besitzen; sie mißgönne Hildegarden die Liebe ihres Verlobten, und an den Gedanken, künftig nicht mehr die Herrin des Hauses zu sein, könne oder wolle sie sich entschieden nicht gewöhnen.

Die Schreiberin versicherte dabei, daß sowohl sie als ihre Mutter alles Mögliche thäten, das gute, alte Verhältniß zwischen ihnen und der Signorina aufrecht zu erhalten. Dies sei aber gar nicht leicht, und es gelinge eigentlich nur Cäcilien, die noch immer dasselbe harmlose Kind geblieben sei, Vittorien zu gefallen und zufrieden zu stellen.

Dazu bemerkte Hildegard, es falle ihr auf, wie die gleichen Ereignisse auf die verschiedenen Charaktere verschieden wirkten. Was sie beträfe, so habe der Ernst der Zeiten sie gereift und ihren Sinn mehr und mehr dem äußeren Scheine abgewendet. Sie preise sich deßhalb glücklich, daß sie berufen sei, künftig an ihres geliebten Renatus Seite auf dem Lande in edler und ernster Zurückgezogenheit ihre Tage hinzubringen. Sie habe in diesem Betrachte durchaus den Sinn und die Anschauungsweise ihrer Mutter geerbt. Cäcilie hingegen trage ein Verlangen nach der Welt, in dem sie von der Signorina, welche die Welt freilich noch weniger als ihre Schwester kenne, bestärkt werde, und die Mutter sei der Meinung, daß man den Beiden keine Hindernisse in den Weg legen dürfe, sondern ihnen so bald als möglich die Gelegenheit eröffnen müsse, sich selber durch die Gehaltlosig-

keit der sogenannten Zerstreuungen von dem Werthe einer ernsten Lebensführung zu überzeugen. Sie habe eben deßhalb einen Plan entworfen, den sie Renatus bei seiner Rückkehr vorzulegen denke und dessen Ausführung hoffentlich das Wohlbehagen Aller sichern werde, während er zugleich die Mittel für eine zweckmäßige Erziehung Valerio's darzubieten verspreche, der hier im Schlosse, unter der schwachen Hand und bei dem launenhaften Sinne seiner Mutter, völlig sich selber und seiner eigenen Phantastik überlassen sei.

Sie erwähnte dann noch, daß man ab und zu Besuche aus der Nachbarschaft empfange, daß sie und die Mutter sich darin um des lieben Friedens willen den beiden lebenslustigen Freundinnen gern fügten und daß neulich auch Graf Gerhard wieder für einige Tage, von Berka kommend, im Schlosse ihr Gast gewesen sei. Da Renatus keine Zuversicht zu der Sinnesänderung seines Oheims besitze und ihrem und ihrer Mutter Auge nicht vertraue, enthalte sie sich, ihrem Verlobten zu berichten, wie wohlthuend des Grafen männliche Haltung auf Vittoria eingewirkt habe und wie eine einzige geheime Unterredung, die er mit derselben gehabt habe, die Baronin zu einem

Nachdenken, ja, zu einem Ernste gebracht hätte, welchen der jetzige Geistliche in Vittoria hervorzurufen leider nicht verstehe. Auch mit dem Amtmann und dem Justitiarius habe der Graf, der sich in den letzten Jahren in Berka vielfach mit der Landwirthschaft beschäftigt habe, gelegentliche Rücksprache genommen und danach ihr und der Mutter es an das Herz gelegt, Renatus zur Ernennung eines der Gutsverwaltung und der Landwirthschaft kundigen General-Bevollmächtigten zu bestimmen, falls er nicht bald zurückkommen und die allerdings schwierige Verwaltung seiner Güter wie die eben so wenig leichte Ordnung seiner Vermögensverhältnisse selber zu übernehmen entschlossen sein sollte.

Je weniger der Inhalt dieser Briefe mit dem fröhlichen Leben zusammenstimmte, in welchem Renatus sich bewegte, um so unangenehmer wirkten sie auf ihn, und auch die Briefe, welche er, seit Herr Flies gestorben und Paul der Inhaber des Flies'schen Geschäftes geworden war, aus der Residenz erhielt, waren nicht erfreulich.

Als ihm die Anzeige von dem Ableben des Kaufmanns Flies durch das allgemeine Rundschreiben der Firma auf dem Umwege über Richten zugegangen

war, hatte Renatus mit einem gewissen Erschrecken aus demselben Briefe ersehen, daß der jetzige Inhaber des Geschäftes aus dem Heere in sein Haus zurückgekehrt sei und den Angelegenheiten desselben nunmehr wieder in Person seine Thätigkeit widme.

Dem Sohne seines Vaters mittelbar, wenn es sich so fügte einen Vortheil zuzuwenden, hatte dem jungen Freiherrn angemessen und wohlanständig gedünkt; aber er mochte sich dagegen sträuben und sich dagegen vorhalten, wie und was er wollte, dieser Bastardbruder, der ihm, als sei es das Recht seiner Erstgeburt, die Züge seines Vaters, der ihm das Antlitz und die Haltung der Herren von Arten entwendet zu haben schien, war ihm immer eine unheimliche Gestalt gewesen. Seit nun vollends Renatus es den Seinigen verschwiegen, daß es eben Paul gewesen sei, dem er die Errettung aus Todesgefahr zu danken habe, hatte das Bewußtsein, eine Undankbarkeit begangen zu haben, seine unbestimmte Abneigung gegen seinen Halbbruder noch gesteigert; denn es liegt in der Natur der meisten Menschen, daß sie demjenigen zürnen, dem sie ein Unrecht zugefügt haben.

Er bereute es jetzt, die Verbindung mit dem alten Flies nicht gleich nach dem Tode des Freiherrn

abgebrochen zu haben, er ging mit sich zu Rathe, ob und wie er diese Versäumniß jetzt unschädlich machen könne; aber die Sache hatte, besonders da er in Paris zu bleiben wünschte, ihre großen Schwierigkeiten, ja, sie dünkte ihn in den gegenwärtigen Zeitläufen und Umständen, ohne Gefahr für seine Angelegenheiten, gar nicht ausführbar. Wenn er dem neuen Geschäftsinhaber des Flies'schen Hauses ein kränkendes Mißtrauen zeigte, konnte derselbe sich leicht versucht fühlen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Flies'schen Capitalien zu kündigen, die, seit langen Jahren auf Neudorf und Rothenfeld eingetragen, jetzt ohne Frage höher zu verwerthen waren, als in jenen Hypotheken. Dazu wußte Renatus, der sich bisher in der Heimat nur unter seinen Kameraden und inmitten der seiner Familie befreundeten adeligen Gesellschaft bewegt hatte, ganz und gar nicht, wie und in wem er einen Ersatz für die alten Geschäftsfreunde seines Hauses zu suchen habe oder wen er an Stelle des alten Flies zum Kurator Vittoria's und Valerio's ernennen lassen solle. Und nachdem er im Geiste lange suchend um sich her gesehen hatte, meinte er plötzlich, doch eben in Paul den Mann gefunden zu haben, dessen er bedurfte.

Der Mann, der mich mit eigener Lebensgefahr beschützte, der also meinen Untergang nicht wünschte, kann nicht im Stande sein, so sagte er sich, mich irgendwie geflissentlich zu schädigen. Und dieser auf das menschliche, natürliche Gefühl richtig gebaute Schluß fand, nachdem er ihn einmal gezogen hatte, in dem Adelsstolze des jungen Freiherrn sofort noch eine unvorhergesehene Bekräftigung; denn obschon Renatus dies nur anerkannte, wenn es ihm eben für seine Zwecke paßte, es floß doch immer Arten'sches Blut in Tremann's Adern, und dieses konnte sich nicht in Paul verläugnen, mit solchem Blute war man keiner niederen, keiner schlechten Handlung fähig.

Er war einen Augenblick nahe daran, es Tremann unumwunden auszusprechen, wie er in der Beziehung, in welcher sie zu einander ständen, und in der Selbstaufopferung, mit welcher Paul ihm vor Möckern beigestanden habe, die beste Bürgschaft dafür zu besitzen glaube, daß er die Familien- und Geschäfts-Angelegenheiten des Hauses von Arten-Richten keiner zuverlässigeren Kontrole, als der seinigen übergeben könne. Indeß Renatus war von früh auf dazu angehalten worden, bei allem seinem Thun es

reiflich zu überlegen, ob er sich und seinem Stande damit auch nichts vergebe, und dieses ewige Erwägen hatte ihm allmählich die Fähigkeit eines schnellen Entschlusses und jede Möglichkeit eines Handelns nach freien, plötzlichen Eingebungen ein für alle Mal genommen. Seine Erziehung hatte ihn ängstlich und scheu, hatte ihn mißtrauisch gegen Andere und gegen seine eigenen besten Empfindungen gemacht.

Er bedachte also auch in diesem Falle wieder, daß ein solches Aussprechen seines Vertrauens ihm für spätere Zeiten unbequeme, bindende Verpflichtungen auferlegen könne; daß es den scharfsichtigen Kaufmann leicht auf ein vorhergegangenes Mißtrauen schließen lassen dürfte, und als er dann endlich die Feder in die Hand nahm, um Paul mit nöthiger Behutsamkeit seine Zugeständnisse und Vorschläge zu machen, deutete er es ihm also ganz gegen seine erste Absicht, in keiner Weise an, daß er wisse, in welchem Verhältnisse Paul zu seinem Vater gestanden habe. Er erwähnte es auch mit keinem Worte, daß er seinen Erretter in der Schlacht erkannt. Er erklärte ihm nur ohne Weiteres, wie er ihn, als den Nachfolger des Herrn Flies, mit welchem die Familie von Arten seit langen Jahren alle ihre Geschäfte zu machen

gewohnt gewesen sei, auch ferner mit denselben ganz und gar zu betrauen wünsche. Sollte Paul jedoch aus irgend einem Grunde zu der Uebernahme dieses Auftrages nicht geneigt sein, so müsse er ihn trotzdem jedenfalls ersuchen, sich der bisherigen Mühewaltung wenigstens so lange zu unterziehen, bis Renatus in die Heimat zurückkehren und sich, sofern dies nöthig würde, nach einem andern Handlungshause für seine Zwecke umsehen könne. Er sprach danach in guter Form die Hoffnung aus, daß die alte Geschäftsverbindung keine Störung zu erleiden brauche, knüpfte daran den Wunsch, daß sie beiden Theilen ersprießlich werden oder bleiben möge, und als er den Brief dann noch einmal gelesen und gesiegelt hatte, hielt er sich überzeugt, als ein sich selbst achtender Mann, nach reiflicher Ueberlegung und mit einem Vertrauen gehandelt zu haben, das mancher Andere in ähnlicher Lage Paul nicht bewiesen haben würde und das anzuerkennen derselbe sicherlich nicht ermangeln könne. Ja, er machte sich endlich geradezu darauf gefaßt, sich von dem geschmeichelten Ehrgefühle seines Bastardbruders jetzt für alle Zeit jedes Besten versehen zu dürfen. Er rechnete sich, wie gar Mancher, seine Aufwallungen von guter Empfindung, auch wenn er es, wie eben

jetzt, für recht befunden hatte, sie schnell wieder zu unterdrücken, als gute Thaten an, deren Anerkennung und Belohnung ihm von dem Leben nicht vorenthalten werden dürfe, und er gewann damit nichts als die Möglichkeit, sich über das Leben und über die Menschen zu beklagen, wenn sie ihm für das Nichtgeschehene nicht zu danken vermochten und ihn nicht schätzten, wie er selbst sich beurtheilte und hochhielt. —

Es verging eine geraume Zeit, ehe Paul von dem jungen Freiherrn die lange ausgebliebene Antwort auf die Todesanzeige des Herrn Flies erhielt. Da Renatus dieselbe nicht, wie es sich eigentlich gebührte, an die Firma, sondern im Style und Tone eines halben Vertrauens an Paul persönlich gerichtet hatte, ließ dieser den Brief sofort verzeichnen, aber er behielt ihn auf seinem Pulte liegen, denn er war nicht mit sich einig, was er thun und wofür er sich entscheiden sollte. Ein paar Tage lang erwog er diese Angelegenheit still mit sich allein, dann trug er sie, als er sich in einer ruhigen Abendstunde mit Seba und Daviden zusammenfand, gegen seine Gewohnheit den beiden Frauen vor.

Es begegnet mir selten, sagte er mit seinem schlichten Ernste, nachdem er ihnen das Schreiben

von Renatus vorgelesen hatte, daß ich mir über meine Gedanken und Empfindungen keine rechte klare Rechenschaft zu geben vermag, und wo dieses der Fall ist, zögere ich mit meinen Entschlüssen. Ich hatte Anfangs die Absicht, das sogenannte Vertrauen des Freiherrn ohne Weiteres zurückzuweisen, weil er mit der geflissentlichen Rückhaltigkeit der Kaste, welcher er angehört, sich Dank von mir verdienen möchte, wo er mir viel Mühe und mannichfache Verantwortungen auferlegt. Ich wollte seiner halben Wahrheit mit dem ganzen Geständnisse entgegentreten, daß es mir nicht wünschenswerth sei, in das Vertrauen eben seines Hauses gezogen zu werden, weil ich selbst in dessen geheime Geschichte verwickelt bin. Damit ich dann aber auch völlig des äußeren Zusammenhanges mit der freiherrlichen Familie ledig würde, beabsichtigte ich Deine Kapitalien, liebe Seba, von Rothenfeld und Neudorf zurückzuziehen und sie hier unter meinen Augen anderweit unterzubringen. Aber . . .

Hältst Du sie auf den Gütern irgendwie gefährdet? unterbrach ihn Seba.

Paul verneinte dies, da es erste Hypotheken wären und der bloße Bodenwerth der Güter sehr bedeutend sei.

So laß das Geld dort stehen, bat die Freundin. Renatus ist der Sohn meiner theuersten Freundin, meiner unvergeßlichen Angelika! Man soll nicht glauben ...

Sie hielt inne, und da Paul sie darauf fragend ansah, sprach sie: Es lebt doch eine Anzahl von Personen, die um Deine Herkunft wissen. Ich möchte nicht, daß irgend Jemand Dir den Vorwurf machen könnte, Du habest aus persönlichem Uebelwollen die ohnehin nicht günstige Lage der Arten'schen Familie noch verschlimmert. Und wenn Du in Dir selber ungewiß gewesen bist, wie Du handeln solltest, so bitte ich Dich, da mir obenein nach Deiner Meinung kein Nachtheil daraus erwächst, ändere nichts in den bis jetzt bestandenen Verhältnissen!

Paul gab ihr darin Recht. Ich hatte mich in Bezug auf die Hypothek, sagte er, bereits in Deinem Sinne entschieden; denn wenn es überall thöricht ist, sich unnöthig einer übeln Nachrede auszusetzen, so hat der Kaufmann doppelt Ursache, sich vor einer solchen zu bewahren. Seine Unternehmungen wie seine Erfolge sind vielfach auf das Vertrauen begründet, dessen er genießt, und es ist nicht der Nachtheil, sondern der Vortheil, den wir unseren Geschäftsverbündeten

bereiten, welcher uns den eigenen, dauernden Gewinn verbürgt. Darüber also, daß Dein Kapital auf Rothenfeld verbleiben soll, war ich selbst nicht mehr in Zweifel; nur ob ich wohl daran thun würde, das Amt zu übernehmen, welches Renatus Deinem Vater übertragen hatte und das er nun auf meine Schultern legen möchte, das habe ich mir noch nicht klar gemacht.

Du meinst, hob Seba an, es stehe Dir nicht zu, Dich zum Berather und Vertrauten eben der Arten'schen Familie herzugeben, weil man vermuthen könnte, Du seiest in ihren Angelegenheiten nicht völlig unparteiisch? Aber wenn Du wirklich Theil an ihnen nimmst und Renatus die Zuversicht zu Dir hat, daß Du ihm helfen könntest, so weiß ich nicht, warum Du dieser nicht entsprechen solltest? Du pflegtest doch vor dem Urtheile der Unverständigen nicht leicht Scheu zu tragen!

Paul hatte sie ruhig sprechen lassen. Als sie geendet hatte, sagte er: Ich mache, da ich Dich, Liebe, reden hörte, eine Erfahrung, die sich mir oft bestätigt hat und die sich mir jetzt eben deutlich wiederholt. Man braucht mitunter einen unrichtigen Gedanken, den man selbst gehegt hat, nur von einem

Andern aussprechen zu hören, um seine Unrichtigkeit sofort zu erkennen und auch die trübe Quelle zu entdecken, aus der er stammt. Ich habe mich, wie ich eben merke, bisher wirklich mit den Vorstellungen herumgeschlagen, deren Du gedenkst. Nun sehe ich, daß es lauter leere Schemen sind, die man nur fest in's Auge zu fassen braucht, damit sie in ihr Nichts verschwinden, und ich frage mich mit Erstaunen, wie ich mich also an falsche Begriffe verlieren konnte! Denn legte ich auf die Verwandtschaft, auf die Zusammengehörigkeit mit dem Arten'schen Hause irgend einen Werth, nun, so thäte ich vielleicht recht und klug daran, die mir gebotene Handhabe zu ergreifen! Gebe ich aber, wie dies der Fall ist, nichts auf meine Abstammung von ihnen, so ist, wie Du mit Recht behauptest, vollends kein Grund vorhanden, weßhalb ich ein an und für sich gutes Zutrauen von mir weisen sollte! Und wenn ich daneben mein inneres Widerstreben immer wieder fühle, so frage ich mich mit Fug und Recht: Was habe ich mit diesen Artens denn gemein, daß ich befürchten müßte, für oder wider sie in einem Grade eingenommen zu sein, der mein Thun und Lassen bis zu einer ungerechtfertigten Handlungsweise beeinflussen könnte?

Seba blickte ihn mit Ueberraschung an, und auch Davide hob ihre sanften, klugen Augen fragend zu ihm empor, als die Erstere die Worte aussprach: Was Du gemein mit ihnen hast? — Der Freiherr von Arten war Dein Vater!

Der Freiherr von Arten war mein Erzeuger, weiter nichts! Ein Vater hat er mir nicht sein wollen, ist er mir nicht gewesen! entgegnete Paul bestimmt. Und, fügte er hinzu, die Zeit, die Knabenzeit, in welcher ich dieses Letztere als ein Unglück für mich empfand, liegt sehr fern hinter mir! Der Baron von Arten lebte und handelte nach sehr falschen, sehr verwerflichen Begriffen, als er das verwaiste, nicht zu seiner Kaste gehörende Mädchen je nach seiner Laune und nach seinem Bedürfen an sich kettete und von sich stieß, als er es zu dem Opfer seiner Wollust machte und es dann später seiner Ehe auch zum Opfer brachte. Aber er handelte darin nicht besser und nicht schlechter, wie unzählige Andere auch! Mein Dasein hat ihn sicherlich nur bis zu dem Augenblicke gefreut, in welchem er meine Mutter von sich zu entfernen wünschte — ich habe ihm für dasselbe also keinen besonderen Dank zu zollen, denn die höchsten Vaterrechte und die wahre Kindesliebe werden für

den denkenden Menschen nicht angeboren, sondern durch die dem Kinde gespendete Liebe erworben! Der Freiherr hat meine Liebe nicht begehrt, und als ich nach der seinigen Verlangen trug, ist sie mir nicht zu Theil geworden! Den Tod meiner Mutter hat er, des bin ich gewiß, eben so wenig gewollt, als ich die kranke Baronin zu erschrecken und zu gefährden beabsichtigte, da ich in Deines Vaters Laden vor sie hintrat! Mit seinem kalten Blicke hat er mich in die Welt hinausgetrieben, weil mein früh erwachtes und von Dir gepflegtes Selbstgefühl es nicht ertragen konnte, Wohlthaten von demjenigen anzunehmen, der uns zu verläugnen nöthig findet! Und ich bin dann in einer Anwandlung von Empfindsamkeit, der nachzugeben ich nicht wohlgethan habe, ihm vor dem Kriege einmal in Richten in einer Weise gegenüber getreten, die ihn quälte und mich nicht erfreute! Der Freiherr Franz von Arten und ich, wir waren also völlig mit einander quitt!

Seba schüttelte leise verneinend das Haupt. Wissentlich oder nicht — ich glaube, Du täuschest Dich über Dich selbst, bemerkte sie — Du grollst dem Freiherrn noch!

Nein! betheuerte er, wie könnte ich das, da

ich meine Flucht aus Europa schon zeitig als ein Glück für mich erkennen lernte? Hat sie allein mich doch zu der inneren und äußeren Selbständigkeit geführt, die ich im Weißenbach'schen Hause und in der Abhängigkeit von des Freiherrn Willen schwerlich oder doch weit später erst errungen haben würde! Muß ich Dir heute noch versichern, daß ich mit meinem Lebensgange und Lebensloose ganz und gar zufrieden bin, weil sie mir für alle meine Fähigkeiten die Möglichkeit einer vollständigen Entwicklung, für all mein Wollen und Thun eine völlige Freiheit gewähren! Was hat das Leben mir denn versagt? Was könnte ich wünschen, das ich mir nicht zu erringen vermöchte? Oder was besitzt Renatus, des Freiherrn Erbe, um das ich ihn zu beneiden hätte? — Und vollends seit Du mir gewiß bist, seit Dir, Du Geliebte, zu Gute kommen soll, was ich schaffe und bin, fügte er zärtlich hinzu, Davide in seine Arme schließend — was könnte ich noch verlangen?

Aber Seba gab sich so leichten Kaufs nicht für überwunden. Der Unterschied, den Du zwischen einem Erzeuger und einem Vater machst, widerstrebt meinem ganzen Empfinden, sagte sie. Der Mensch hängt, wie ich es fühle, unzertrennbar mit denen zusammen,

denen er sein Dasein schuldet. Er kann sich nicht denken, ohne an sie zu denken — sie sind seine Voraussetzung. Und war es denn nicht ein Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit, mit welchem Du, Renatus erkennend, ihm trotz eigener Gefahr zu Hülfe eiltest?

Du irrst, Liebe! In jenem Augenblicke dachte ich gewiß an nichts und an Niemanden weniger, als an irgend eine Verwandtschaft mit dem Herrn von Arten! Ich eilte einem Angegriffenen, einem Kameraden zu Hülfe und erkannte in ihm den jungen Freiherrn! Welchem Bedrängten hätte ich, hätte jeder Andere nicht das Nämliche gethan?

Was aber kann Dich also zögern machen, den Auftrag von Renatus anzunehmen und seinem bittenden Wunsche zu entsprechen? Du würdest keinem Andern an seiner Stelle diesen Dienst verweigern, wie mich dünkt!

Nein, gewiß nicht, entgegnete ihr Paul, und das eben ist es, was mich die Tage her innerlich belästigt hat! Ich wiederhole es mir, daß ich keinen ausreichenden Grund habe, mich dieses Dienstes zu weigern, daß ich ihn dem Freiherrn wenigstens bis zu seiner Heimkehr zu leisten nicht wohl umhin kann,

ohne ihm zu Vermuthungen über mich Ursache zu geben, die jedes Anhaltes entbehren; und doch wollte ich, ich fände einen Anlaß, mich von dem Anspruche wie von der Leistung zu befreien!

Paul stand auf, ging an das Fenster und blickte eine Weile schweigend hinaus. Da trat Davide zu ihm, legte ihren Arm in den seinigen und fragte: Besorgst Du denn irgend welche Unannehmlichkeiten für Dich, wenn Du das Verlangen des Barons erfüllst?

Paul besann sich. Einen eigentlichen Nachtheil für mich befürchte ich nicht, gab er ihr zur Antwort. Aber, fügte er hinzu, und die Frauen erkannten an seinem Tone, daß der Unmuth in ihm rege wurde, aber an Unannehmlichkeiten würde es dabei für mich nicht fehlen; denn Ihr kennt meine Unlust an allem halben Thun und meine Abneigung, mich mit den Angelegenheiten einer Kaste zu befassen, welche sich schon durch ihre bloße Geburt von der Allgemeinheit abgesondert und über sie erhaben glaubt. Ihr wißt, ich habe die im Ganzen stets kleinlichen Geschäfte, welche der Vater mit dem Adel des Landes zu machen pflegte, nach und nach völlig von uns abgewiesen. Sie sagten mir nicht zu, und ich ziehe es ohne-

hin vor, mit meines Gleichen in Geschäftsverkehr zu stehen!

Seba schwieg noch einen Augenblick, um seiner Stimmung zum Ausklingen die Zeit zu lassen, dann sagte sie: Du tadelst uns, und stets mit Recht, wenn Du uns in einem Vorurtheile befangen findest. Ist Deine Abneigung gegen den Adel im Allgemeinen denn nicht auch ein Vorurtheil, wie jedes im Allgemeinen über einen ganzen Stand gefällte Urtheil?

Nein, versetzte Paul, und es überrascht mich, in Dir einen heimlichen Bundesgenossen des jungen Freiherrn, ja, eine Art von Vorliebe für den Adel zu entdecken, die ich, ich möchte sagen, in Deinem Tone mehr noch als in Deinen Worten höre. Deine bittende, entschuldigende Stimme spricht für sie, und ... Er hielt inne und sprach dann mit unverkennbarer Bitterkeit: Du weißt es, dünkt mich, es waren nicht die Herren von Arten, die zuerst den Widerwillen gegen die Adelskaste in mein Herz gedrückt haben!

Es entstand eine Pause; Seba war bleich geworden. Paul, der sich nur selten zu einer Härte hinreißen ließ, besonders wo diese einem geliebten Menschen schmerzlich werden konnte, bereute seine Uebereilung auch sofort. Und wie er eben jetzt von dem

Allgemeinen zu einem Persönlichen übergegangen war, versuchte er nun, von diesem zu jenem seinen Rückweg zu finden.

Von einem wirklichen Vorurtheile, hob er an, kann, wie mich dünkt, überhaupt nur da die Rede sein, wo es sich um bloße Meinungen, um Vermuthungen, um unbestimmte Abneigungen, nicht aber, wo es sich um ganz entschiedene Thatsachen und um sehr wesentliche Vorrechte handelt, welche noch in jedem Augenblicke von einem bis jetzt vielfach bevorzugten Theile der Staatsangehörigen gegen alle übrigen Staatsbürger geltend gemacht werden können. So lange es noch Gesellschaften gibt, die sich einem Bürgerlichen blos um seines Blutes willen verschließen, Würden und Aemter, die man ihm aus gleichem Grunde vorenthält, so lange die Heirath eines Edelmannes mit der edelsten Tochter einer ehrenhaften bürgerlichen Familie, mag des Adeligen Charakter noch so elend, sein Ruf noch so zweifelhaft sein, von seines Gleichen als eine Mißheirath angesehen wird, die in gewissen Fällen der Staat als eine solche gesetzlich anzuerkennen nicht Bedenken trägt, ja, so lange selbst die Arbeit, die ich thue, der Handel, auf dem mein Wohlstand und mein Stolz, wie der ganze große

Weltverkehr beruhen, als ein dem Adeligen nicht anstehendes Thun erachtet wird, so lange fühle ich mich nicht berufen, die Hand dazu zu bieten, daß diesen alten Geschlechtern neben ihren ererbten Vorrechten auch noch ihr ererbter Besitz trotz ihres oft hochmüthigen und müßiggängerischen Leichtsinnes erhalten bleibe.

Der Stolz auf ihr Blut, vergiß das nicht, ist in ihnen völlig unabhängig von ihrem Besitze, wendete Seba ein.

Aber die Besitzlosigkeit zwingt sie, sich in Arbeit und Gewerbe aller Art zu uns zu gesellen und damit ihren Ansprüchen auf eine Ausnahmestellung so nothwendig zu entsagen, als sie genöthigt gewesen sind, aus ihren einsamen Burgen und Raubnestern in die Städte und in das flache Land hinunter zu ziehen. Ausnahmestellungen verschlechtern den, der sie inne hat, wie sie auch jenem zu nahe treten, gegen den sie sich richten.

Willst Du es geflissentlich verkennen, fragte Seba, deren hoher Sinn es sich zur Aufgabe gemacht hatte, selbst da gerecht und mild zu sein, wo sie am meisten Anlaß zur Strenge und zur Verdammung hatte, willst Du es verkennen, daß die letzten Jahrzehnde

viel, sehr viel in jenen Zuständen geändert haben, deren Du gedenkst? Haben wir uns nicht lange vor den Freiheitskriegen in dem gemeinsamen Bestreben, für die Erhebung des Vaterlandes zu wirken, mit Personen aller Stände, mit den Mitgliedern des ältesten Adels in nie zu vergessender Begeisterung und Einigkeit zusammengefunden? Habt Ihr nicht Mann an Mann in Reihe und Glied gestanden, der Bürger wie der Edelmann?

Ja, entgegnete Paul, und es ging ein düsterer Schatten über seine festen, ernsten Züge, ja, so lange Noth am Manne war, so lange der Mann seinen Mann zu stehen hatte und man die Landwehr brauchte, sich des Feindes zu erwehren! — Er hielt wie im Nachdenken eine kleine Weile inne. Dann sprach er mit ernstem Gewichte: Die Spanne Zeit, die seitdem verflossen, ist kurz genug; aber blicke um Dich und frage heute nach, und Du wirst erfahren, was Dich nicht erfreut! Wo ist die Freundschaft der Gräfin Rhoden geblieben, die zur Zeit des Tugendbundes ohne Dich kaum leben zu können behauptete? Wo zeigt sich noch die große Verehrung, welche Hildegard für Dich hatte? Seit der Freiherr von Arten ihnen ein Asyl in seinem Schlosse angeboten hat, seit die

alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, ist jene Freundschaft sehr schweigsam geworden, und von Hildegard's Verehrung ist auch nichts mehr zu hören. Und vollends nun im Heere! Wir Landwehrmänner sind, wie es sich gebührt, zu unserem Herde, zu unserer Arbeit, zu einer schaffenden Thätigkeit zurückgekehrt. Die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen, verlangen ihre Heilung. Die Junker aber stehen und bleiben in der Armee nach wie vor, auch im tiefsten Frieden, in Reihe und Glied beisammen, und schon jetzt wieder fühlen sie sich als die alte Kaste. Nur noch eine kleine Geduld, und sie werden es vergessen haben, daß es nicht eine, daß es sicherlich nicht ihre Kaste allein gewesen ist, welche das Joch der Fremdherrschaft von uns genommen hat, sondern daß der König seinen Thron und wir unsere Befreiung der großen, ganzen Masse des Bürgerstandes zu verdanken haben, der sich mit seiner überwiegenden Zahl und Kraft in den Kampf gestürzt und geholfen hat, ihn glorreich auszufechten.

Er stand auf und ging ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. Da gesellte sich Davide abermals zu ihm, und ihren Arm wieder in den seinigen legend,

fragte sie: Du bist also entschlossen, das Verlangen des Freiherrn nicht zu erfüllen?

Ja, denn es ist sicherlich das Klügste, was ich thun kann.

Die beiden Frauen schwiegen; aber Paul konnte bemerken, daß es ihm dieses Mal nicht gelungen war, sie zu seiner Meinung hinüberzuziehen, und er wollte eben das Gemach verlassen, um dem Freiherrn zu melden, daß er dessen Wünschen nicht entsprechen könne, als Seba ihn mit der Bitte anging, ihr zu Liebe von seinem Vorsatze abzustehen. Sie behauptete, man dürfe im besonderen Falle, und er dürfe gerade in diesem besonderen Falle es den Einzelnen nicht entgelten lassen, was man gegen die Gesammtheit, welcher jener zufällig angehöre, einzuwenden habe. Wer sich geistiger Freiheit rühmen könne, habe vielmehr die sittliche Aufgabe, die weniger Freien so viel als möglich an sich heranzuziehen, um ihnen den Weg zu richtigeren Anschauungen zu eröffnen; und als Paul darauf den Einwand machte, daß ihre Güte sie zu falschen Schlüssen und Urtheilen verleite, erklärte sie, daß, wie sie auch irren möge, sie sich doch von dem guten Herzen und der guten Sinnesart des jungen Freiherrn völlig überzeugt halte. Schon daß Renatus

sich eben an Paul wende, verbürge ihr, wie die Erfahrungen der letzten Jahre für Renatus Frucht getragen hätten. Es könne ihm ja in seiner Familie, unter seiner Bekanntschaft nicht an Personen fehlen, die ein solches Vertrauensamt zu übernehmen nicht anstehen würden. Wenn er trotzdem es eben Paul zu übertragen wünsche, dessen Abstammung von dem verstorbenen Freiherrn Franz für Renatus kein Geheimniß sei, wenn er einen Bürgerlichen, dessen auf Freiheit begründete Gesinnungen er kenne, wenn er endlich einen Kaufmann zum Berather und Vertrauensmanne der Familie zu machen sich entschließe, von dessen weitgreifender Thätigkeit, von dessen energischer Handlungsweise er vielfach durch sie selber habe sprechen hören, so leiste dieses alles dafür Bürgschaft, daß Renatus von der gegenwärtigen Zeit und von dem, was ihm selber Noth thue, mehr, weit mehr begriffen habe, als Paul anzunehmen scheine. Sie wiederholte darauf ihre Bitte mit dem Zusatze, daß Paul nach ihrem Empfinden ein entschiedenes Unrecht thun würde, einen Rath- und Beistandsuchenden, der, Paul möge sagen, was er wolle, doch immer seines Vaters Sohn, sein Halbbruder sei, ohne alle bestimmten Gründe von sich zu stoßen; und als hätte sie in des

jungen Edelmannes Seele gelesen, bemerkte sie, wie es vielleicht gerade diese Zusammengehörigkeit, wie es wohl das Zutrauen zu dem Sohne seines Vaters sein möge, welches Renatus zu Paul hingeführt habe und ihn seine Hoffnung auf denselben setzen lasse.

Aber gerade diese letzte Muthmaßung fand vor dem Verstande Paul's nicht Gnade. Ich begehre eines solchen ererbten und auf keine vernünftigen Gründe zurückzuleitenden Vertrauens nicht, am wenigsten, wo ich's nicht theile! versetzte er kurz.

Als dann aber auch Davide in ihn drang, den Bitten der Cousine nachzugeben, als sie ihm versicherte, daß es sie glücklich machen und daß sie stolz darauf sein würde, wenn er der Arten'schen Familie mit großmüthiger Freiheit des Sinnes beistehen wolle, wenn sie ihn auch bei diesem wie bei jedem anderen Anlasse um seiner hülfreichen Selbstlosigkeit willen verehren dürfe, sagte er: Alle Eure Vorstellungen beweisen mir nur, daß auch in Euch die in Europa leider noch so verbreitete Voreingenommenheit für die alten Familien und die alten Namen tiefer wurzelt, als ich nach meinen und Euren Erfahrungen zu vermuthen Ursache hatte. Aber sei es drum; vielleicht erhaltet Ihr einen neuen Beitrag zur Menschenkenntniß

und zur Kenntniß des Adels, der Euch aufklärt! Ihr sollt Euren Willen haben! Und es wird nicht an mir liegen, wenn sich Dein Begehren, liebe Seba, daß ich dem Sohne Deiner Freundin nützlich werden möchte, nicht erfüllt, wie Du es wünschest!

Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er sie. Aber noch in derselben Stunde schrieb er dem jungen Freiherrn, daß er bereit sei, sich der Oberaufsicht über seine Angelegenheiten und, wenn die gerichtlichen Schritte deshalb gethan sein würden, auch der Vormundschaft über den Knaben Valerio bis zu Renatus' Rückkehr zu unterziehen. Doch werde es ihm, im Hinblicke auf die eigenen, ihn vollauf in Anspruch nehmenden Geschäfte, sehr erwünscht sein, die Heimkehr des Freiherrn nicht in zu ferne Zeit hinausgeschoben zu sehen.

Fünftes Capitel.

Der Herbst, welcher im Norden sich nur selten und nie auf lange Zeit als ein freundlicher Vermittler zwischen dem Sommer und dem Winter zeigt, entlehnt in den glücklicheren Himmelsstrichen dem Sommer seine Wärme, dem Winter seine Klarheit, und niemals hatte er schöner und beständiger auf die Erde und auf das ohnehin so freundliche Paris hinabgeblickt, als in dem warmen, schönen Jahre von achtzehnhundert und siebzehn.

Die Blätter waren bereits lange von den Bäumen abgefallen, die Sonne ging schon früh zur Ruhe, aber die Mittage waren noch hell und warm wie in der besten Jahreszeit, und die Herzogin machte noch alltäglich ihre Fahrten in das Freie, obschon eine gewisse Veränderung mit ihr vorgegangen war. Nicht daß ihre Körperkräfte abgenommen hätten. Sie war

immer noch um die gewohnten Stunden sichtbar, schrieb Briefe, empfing Besuche, fuhr zu den kleinen Zirkeln des Königs an den Hof; aber wer wie Renatus Gelegenheit hatte, sie genauer zu beobachten, dem konnte es nicht entgehen, daß sie nicht mehr die volle Herrschaft über sich besaß, daß es ihr oft schwer fiel, den Anschein der gleichmäßigen Ruhe zu behaupten, die sonst nie von ihr gewichen war, und daß irgend etwas sie innerlich aufrege und ungeduldig mache.

Trotz der schmeichlerischen Nachgiebigkeit, mit welcher sie Eleonoren begegnete, deren zurückweisende Kälte sich beständig gleich blieb, sah Renatus es, wie unablässig die Herzogin ihre Nichte beobachtete, und so oft die Letztere mit ihm im Besonderen gesprochen hatte, mußte er sich auf irgend welche Erörterungen und Fragen gefaßt halten, die sich stets auf Eleonoren bezogen und denen zu stehen seinem Ehrgefühle allmählich so lästig ward, daß er trotz des Wohlgefallens, welches er an der Gesellschaft der Herzogin hegte, sich oftmals versucht fühlte, auf ihre Gastfreundschaft Verzicht zu leisten. So oft er es jedoch am Abende unerfreulich gefunden hatte, zwischen den beiden einander mißtrauenden Frauenzimmern zu leben, und so oft er es sich vorgenommen hatte, am andern Morgen

der Herzogin zu sagen, daß sein Dienst ihn nöthige, ihr Haus zu verlassen und eine Wohnung in der Nähe seines Chefs zu suchen, so fehlte ihm, wenn er das Wort aussprechen sollte, der Muth dazu.

Volle zwei Jahre hatte er jetzt im Hause seiner Beschützerin gelebt, und es lag in den äußerlich ruhigen und glatten Lebensgewohnheiten dieses Hauses etwas Verführerisches, etwas, das ihm die Seele einspann und gefangen nahm. Er konnte sich es gar nicht mehr denken, daß er nicht morgen und übermorgen und heute eben so wie gestern diese breite und gelinde Treppe hinabsteigen, daß er morgen die Herzogin nicht bei guter Zeit in ihrem Zimmer aufsuchen und sie in ihrer anmuthigen Weise die Vorgänge des Tages und die Ereignisse am Hofe besprechen oder sie von den Zeiten erzählen hören werde, in denen man seines Lebens anders und besser froh zu werden verstanden habe, als jetzt.

Wenn er erwachte, fragte er sich: Wie wird die Gräfin heute aussehen? Was wird sie heute vorhaben und unternehmen? Wenn er in die Gemächer der Herzogin trat, suchte sein Auge Eleonoren, und es kam ihm vor, als beginne sein eigentliches Tagewerk mit der Minute, in welcher er ihrer ansichtig

ward, in welcher seine Blicke sich auf der vollendeten Schönheit ihrer Gestalt und ihres Antlitzes ergingen. Sein militärischer Dienst ward ihm jetzt lästig. Der Umgang mit seinen männlichen Altersgenossen, alles, was ihn bei dem ersten Eintritte in Paris und in diese Gesellschaft gefesselt hatte, dünkte ihm nicht mehr wichtig, nicht mehr reizend, wenn es ihn von Hause fern hielt. Eleonore zu betrachten, zu sehen, wie die verschiedenen Gemüthsbewegungen sich in ihrem Angesichte malten, zu errathen, was sie denke, sich vorzustellen, was sie sagen werde, sich zu freuen, wenn seine Voraussicht ihn nicht betrogen hatte und er sich also rühmen durfte, daß er sich in Uebereinstimmung mit ihr befunden habe, das waren ihm Genüsse und Freuden, gegen welche alles Andere für ihn verblaßte.

Er merkte es nicht, daß wieder ein Sommer entschwunden war, daß wieder ein Herbst vorüberging und der Winter seine Herrschaft geltend machte. Er lebte wie in einer besonderen Welt, wie unter dem Einflusse eines Zaubers; und so groß war die Gewalt desselben, daß er sich über den Zustand gar nicht wunderte, in welchem er sich befand, sondern daß er ihm als der natürliche, als der einzig mögliche erschien. Er war heiter und es war ihm wohl. Das war

alles, was er fühlte, was er dachte, wenn nicht Briefe aus der Heimat ihn in seinem Frieden stören kamen.

Eleonorens Herbigkeit hörte allmählich auf, ihn zu verletzen. Er war es gewohnt worden, daß sie ihrer Tante kalt begegnete. Der Stolz, die Herbigkeit paßten so vollkommen zu ihrer eigenartigen Schönheit, und er selber hatte ja seit der Stunde ihres ersten Begegnens sich niemals über sie beklagen dürfen. Wie ihm ihre Weise, so war auch der Gräfin seine Gesellschaft mit der Zeit lieb und vertraut geworden. Sie fragte ihn um die Stunden, welche sein Dienst beanspruchte, sie ließ sich von ihm berichten, was er erlebt hatte, wenn er außer dem Hause gewesen war; er konnte darauf rechnen, daß sie ihn immer, auch in der bewegtesten Gesellschaft, mit Vergnügen in ihre Nähe kommen sah, und wie eine Fürstin gestand sie sich das Recht zu, stets über ihn zu verfügen, sei es, daß sie ihn aufforderte, sie zu Pferde bei ihren Spazierritten zu begleiten, oder daß sie sich ihm im voraus für die Tänze zusagte, für welche sie ihn bei einem bevorstehenden Feste zu ihrem Partner zu haben wünschte. Selbst über seine Anhänglichkeit an ihre Tante rechtete sie nicht mehr mit ihm, weil seine Aufmerksamkeit für die Greisin sie mancher Ver-

pflichtungen und jener kindlichen Dienstleistungen enthob, denen sie sich immer nur widerstrebend unterzogen hatte.

Aber nicht allein Eleonore hatte dem deutschen Edelmanne ihre Gunst zugewendet, der Abbé war ihr darin zuvorgekommen, und es hatte sich zwischen diesen drei, einander durch ihre Lebenslage so unähnlichen Personen eine Freundschaft herausgebildet, welche Niemandem entging und welche die ungeduldige Aufregung der Herzogin veranlaßte. Denn diese Freundschaft konnte ihr, darüber täuschte sie sich nicht, so gefährlich als nützlich werden, konnte ihren Planen dienen oder sie durchkreuzen, und die Fäden, durch welche diese drei Menschen zusammenhingen, waren so eigenthümlich verschlungen, berührten die Wünsche der Herzogin so mannigfach, daß sie Anstand nahm, Hand daran zu legen, während sie es für nöthig hielt, beständig ihr Auge auf dieselben gerichtet zu halten.

Seit ihre Nichte herangewachsen, war die Verbindung derselben mit dem Prinzen Polydor der vorherrschende Gedanke der Herzogin gewesen, und seit man nach Frankreich zurückgekehrt, hatte sie selber den Abbé mit der gegen diesen offen ausgesprochenen Absicht in ihr Haus gezogen, daß er die Bekehrung

Eleonorens, welche ohnehin dem strenggläubigen und äußerst kirchlichen Hofe ein wohlgefälliges Ereigniß sein mußte, unternehmen möge. Sie hatte sich dabei sorgfältig gehütet, es dem Abbé zu vertrauen, welche Hoffnungen sie auf Eleonorens Uebertritt zur katholischen Kirche baue, und der gewandte Weltmann hatte zu viel Umsicht und zu viel gute Erziehung besessen, um errathen zu lassen, daß ihm klar sei, was man ihm zu verbergen noch für angemessen fand. Nur von Eleonorens Seelenheil war zwischen ihm und der Herzogin die Rede gewesen, nur im Hinblicke auf dieses hatte die Herzogin die Besorgniß ausgesprochen, daß ihr und des Abbé's Einfluß auf Eleonore sich nothwendig jetzt verringern dürfte, da Eleonore mit ihrem letzten Geburtstage ihre gesetzliche Volljährigkeit erreicht habe, nach welcher es allein von ihrem Ermessen abhing, ob sie noch in Frankreich, ob sie in dem Hause ihrer Tante bleiben oder dasselbe verlassen wolle, um ihren Wohnsitz in ihrem englischen Stammschlosse oder wo sonst immer aufzuschlagen.

Indeß der Tag ihrer Volljährigkeit war zu Ende des Jahres achtzehnhundert und siebzehn vorübergegangen, und die Gräfin, welche diesen Tag sonst so lebhaft herbeigesehnt hatte, verweilte noch in Frank=

reich, verweilte noch im Palast Duras. Sie schien jetzt den Aufenthalt in demselben nicht mehr so drückend zu finden, als sonst. Aber wie sehr die Herzogin auch gewünscht hätte, vermochte sie dennoch nicht, diese Sinnesänderung auf ihre Rechnung zu schreiben oder als eine ihren Absichten günstige zu deuten. Selbst ein weniger scharfes Auge und eine Frau, die weniger herzenskundig gewesen wäre, als sie, konnte sich nicht darüber täuschen, was Eleonore in ihrem Hause festhielt, und doch konnte sie trotz der Besorgnisse, welche sie erfüllten, gar nichts thun, dieselben zu vermindern. Sie hatte sich selbst die Hände gebunden und sich mit gebundenen Händen an eine Kraft und an eine Energie überantwortet, welche die ihrige um ein Großes übertrafen.

Wenn die Herzogin ihre Nichte darauf aufmerksam zu machen versuchte, daß deren Gesinnungen in Bezug auf die katholische Kirche und ihr Mißtrauen gegen den katholischen Klerus sich wesentlich geändert hätten, so entgegnete Eleonore ihr, daß sie mit ganzem Herzen an ihrem alten Bekenntnisse festhalte. Sie versicherte, daß zwischen ihr und dem Abbé von religiösen oder gar von kirchlichen Fragen äußerst selten die Rede sei und daß sie keinen Anlaß habe, von

dem Klerus, dessen Thun und Treiben ihr verdächtig und unheilvoll erscheine, eine bessere Meinung zu fassen, weil ihr das seltene Glück zu Theil geworden sei, unter demselben einem Manne zu begegnen, dessen tiefe Bildung und Gelehrsamkeit sie fördere, und dessen weiter, freier Blick sich über die engen Schranken zu erheben wisse, in welche der Beruf, den er vielleicht zu frühzeitig und ohne genaue Kenntniß seiner eigenen Begabung und Natur erwählt habe, ihn zu bannen strebe. Rühmte man in Eleonorens Beisein, wie man es überhaupt zu thun gewohnt war, die strengen Gesinnungen und den kirchlichen Eifer des Abbé, so schien seine junge Anhängerin dies nicht zu hören, und die Herzogin, der nichts entging, hatte es bei den mannigfachsten Anlässen wahrgenommen, wie der schnelle und leuchtende Blick ihrer Nichte dann das Auge des Geistlichen suchte und von ihm mit einem verständnißvollen Lächeln begrüßt und aufgenommen wurde.

Eleonore hatte es auch durchaus kein Hehl, wie sie den Abbé hochschätze und verehre. Sie rühmte es von ihm und auch von sich, daß die völlige Verschiedenheit ihrer religiösen Ueberzeugungen, daß die Ungleichheit ihres Alters und ihrer Lebensverhältnisse

sie nicht gehindert habe, Freunde zu werden, weil sie beide selbstgewisse und ein bewußtes Ziel verfolgende Charaktere seien; und wenn die Herzogin ihr warnend zu überlegen gab, wie eine solche Freundschaft ihre Gefahren für beide Theile habe, so antwortete die Gräfin mit der Enschiedenheit, welche ihr angeboren und in den letzten Jahren unter der Leitung ihres neuen Freundes noch sehr gewachsen war: sie zweifle nicht, daß eine solche Erinnerung für die meisten Fälle sehr berechtigt wäre; sie aber kenne den Abbé, und dieser kenne sie. Man möge sie gewähren lassen, wenn man sie nicht zwingen wolle, sich durch eine Uebersiedelung in ihre Heimat jeder lästigen Beeinflussung für immer zu entziehen und ihre Freunde, denn auch Herr von Arten sei ihr ein werther Freund geworden, in der ihr wünschenswerthen Unabhängigkeit und Freiheit in Haughton Castle zu empfangen.

Je länger diese Verhältnisse bestanden, um so beunruhigender wurden sie für die Herzogin. Sie mußte sich sagen, daß ihre Nichte nur deshalb noch in ihrem Hause lebe, weil sie voraussehe, daß der Abbé sich nicht leicht entschließen würde, den Hof zu verlassen und auf die Vortheile zu verzichten, welche die stets wachsende Gunst des Königs ihn und durch

ihn seine Kirche hoffen ließ. Wollte die Herzogin ihre alten Plane noch zur Ausführung bringen, so mußte sie jetzt mehr als jemals darauf denken, den Abbé selber zu ihrem Werkzeuge zu machen. Dieses zu ermöglichen, gab es aber nur noch Einen Weg, und sie beschloß, ihn einzuschlagen.

Sechstes Capitel.

Das Leben am Hofe hatte seit der Rückkehr der Bourbonen eine völlige Umwandlung erlitten. Die körperliche Unbehifligkeit des Königs und die mannigfachen Beschwerden, welche ihn im Winter heimzusuchen pflegten, hatten ihn einer spät dauernden Geselligkeit abhold und die großen Feste in seiner persönlichen Hofhaltung allmählich seltener gemacht.

Wir sind eine Gesellschaft alt gewordener junger Leute, welche versäumte Freuden nachzuholen haben! konnte man den König, wenn er sich leidlich wohl und in guter Stimmung befand, bisweilen gegen seine Zeitgenossen und Günstlinge äußern hören; aber es schienen vorzüglich die Freuden der Tafel zu sein, welche der König damit meinte, und wer Gelegenheit hatte, ihn bei denselben zu beobachten, konnte sich

versucht fühlen, seine Behauptung wahr zu finden, obschon es fast lauter Greise und Matronen waren, welche die Tafelrunde des alten Königs bildeten.

Eines Abends, als man sich im kleinen Speisesaale von der Mahlzeit erhoben und sich in das angränzende Gemach begeben hatte, in welchem man den Kaffee einzunehmen pflegte, schien der König, der eben in der letzten Zeit viel von der Gicht zu leiden gehabt hatte, sich schmerzenfrei zu fühlen und deßhalb besonders gut gestimmt zu sein. Die Lakaien, welche ihn in seinem Rollsessel aus dem Speisesaale an den Kamin des Nebenzimmers gefahren hatten, waren zurückgetreten und die dienstthuenden Kammerherren hielten sich in seiner Nähe, um diejenigen Personen, denen der König die Gnade seiner Unterhaltung angedeihen lassen wollte, sofort herbeizurufen.

Schon hatte der König Diesen und Jenen zu sich entboten, und noch immer stand die Herzogin, der Anstrengung solches Dienstes von frühe her gewohnt, fest und aufrecht da, als ob die Last der Jahre sie nicht beugen, als ob keine körperliche Schwäche sie anfechten könne, wenn die Gnadensonne der Majestät sie anstrahle und erwärme. Sie kannte die Weise des Königs, sich zuerst diejenigen Personen vorführen zu

lassen, welche er mit wenig Worten abzufertigen gedachte, um sich dann in behaglichem Geplauder mit den bevorzugteren Gästen und mit seinen Günstlingen zu ergehen. Einen nach dem Andern sah die Herzogin vortreten und entlassen, ohne daß ihr feines Lächeln von ihren schmalen Lippen wich, ohne daß ihre welke Hand den Fächer auch nur in einem Augenblicke lebhafter bewegte, als die schöne Form es erheischte, oder ihre Haltung ermüdeter geworden wäre.

Endlich ertheilte der König selber mit einer auffordernden Frage ihr die Erlaubniß, sich ihm zu nahen, und auf ein leises Zeichen schob der dienstthuende Edelmann ihr das Tabouret herbei, das am Hofe der Bourbonen zu allen Zeiten der Ehrgeiz und das Vorrecht der Herzoginnen gewesen war.

Würdevoll, wie es ihrem Range, wie es ihrem Alter ziemte, und doch mit einer Leichtigkeit, welche es kund gab, daß es hier nicht auf ein langes Verweilen abgesehen sei, hatte die Herzogin das ihr zustehende Tabouret eingenommen. Der König fragte gnädig nach ihrem Ergehen, aber noch ehe sie ihm darauf die Antwort geben können, nannte er jene Frage selber eine müßige.

Man braucht Sie nur zu sehen, sagte er, um sich zu überzeugen, wie sehr Sie Sich getreu geblieben sind. Immer noch unwiderstehlich in Ihrer Liebenswürdigkeit, wissen Sie der Zeit zu widerstehen, wie Sie einst den Huldigungen der Männer widerstanden haben. Die Unwiderstehlichkeit ist erblich unter den Frauen Ihres Hauses, das thut uns Ihre schöne Nichte dar.

Die Herzogin nahm die Gnade des Königs, wie es sich gebührte, auf, und sie war selbst zu sehr eine Künstlerin in der Unterhaltung, um nicht wirklich eine Freude an der epigrammatischen Form zu haben, in welcher der König sich ausgedrückt hatte. Aber während sie sich in warmen Dankesbezeigungen erging, vergaß sie es nicht, seuzend hinzuzufügen, daß es Familien-Eigenthümlichkeiten gebe, die man nicht wünschen dürfe, fortgeerbt zu sehen.

Ich hoffe, daß Sie zu diesen Gaben nicht die Schönheit, nicht die ewig jugendliche Anmuth des Geistes zählen, warnte sie der König. Bedenken Sie, daß es nicht süßer ist, die Schönheit zu besiegen, als sich von ihrer Macht besiegt zu fühlen!

Wie schön! rief die Herzogin, indem sie beistimmend ihr Haupt neigte. Man muß, wie Eure Ma=

jestät, die klassische Bildung mit französischem Geiste einen, um diese Wendungen zu finden! Aber, fügte sie seufzend hinzu, wenn Schönheit ohne Gnade ist, so hört sie auf, ein Gegenstand der Liebe, der Verehrung zu sein, und sie wird furchtbar!

Oh, rief der König, den diese Weise der Unterhaltung, wie sie in den Tagen seiner Jugend Mode gewesen war, immer noch erheiterte, weil er sich in ihr jung erschien und sich seiner mannigfachen geselligen Vorzüge angenehm bewußt ward, eine solche Schönheit ohne Gnade würde auch vor unseren Augen keine Gnade finden! Aber ich fürchte, es ist mehr als ein allgemeiner Satz, den Sie hier ausgesprochen haben, und ich errathe, wer die schöne Unerbittliche ist, an die Sie dabei dachten.

Niemand als der König konnte die Antwort der Herzogin vernehmen, Niemand hörte, was er ihr entgegnete; aber Aller Augen waren auf sie gerichtet, denn die Unterredung währte noch eine Weile fort, und keinem von allen seinen Gästen hatte der König ein so langes Zwiegespräch gegönnt.

Wovon konnten sie sprechen? Weßhalb lächelte der König so anmuthig? Woher glänzten die Augen der Herzogin in einem Feuer, das ihrer Jahre spottete,

als sie sich endlich von ihrem Sitze erhob und dem Könige mit tiefer Verbeugung, welche kunstreich zu machen Niemand besser als sie verstand, ihren heißen Dank aussprach? —

Der König ließ sich langsam durch den Saal fahren, um jedem der Anwesenden, die jetzt, wie es sich gebührte, wieder im Kreise umherstanden, ein Wort zu sagen. Als die Reihe an die Herzogin kam, lächelte er wieder eben so freundlich, als vorhin, und so laut, daß es Keinem entgehen konnte, sprach er: Verlassen Sie Sich auf mich! Ich mache Ihre Sache zu der meinigen; verlassen Sie Sich auf mich!

Dann trat der Ober-Ceremonier vor, der König winkte den Anwesenden mit einer Neigung des Hauptes und der Hand seinen Abschiedsgruß zu, und langsam den Rollsessel fortbewegend, fuhren die Kammerdiener den Monarchen durch die lange Reihe der Gemächer nach seinen Wohnzimmern, während die besondere Gnade, deren die Herzogin genoß, und die geheimnißvollen Worte, welche er ihr zugerufen hatte und die auf ein völliges Einverständniß schließen ließen, die Hofleute sammt und sonders in Aufregung und Verwirrung setzten.

Die wundersamsten Vermuthungen wurden ausgesprochen und fanden Glauben. Daß die Herzogin durch die Gnade des Königs, ohne all ihr Zuthun, wieder in den Besitz von Vaudricourt gekommen war, und daß der König ihr zugesagt hatte, sobald er im Stande sein werde, die Reise durch die Provinzen anzutreten, in Vaudricourt bei ihr zu rasten, das hatte schon lange festgestanden; aber man hatte kein sonderliches Gewicht darauf gelegt, da man wußte, daß der König zwar von Reisen sprach, daß er aber ihre Unbequemlichkeit scheute. Was also hatte er ihr verheißen? Was hatte sie begehren können? Was konnte ihr so sehr am Herzen liegen, daß sie Seine Majestät damit zu behelligen wagte?

Persönlicher Ehrgeiz konnte die hochbetagte Frau nicht antreiben, dem Könige beschwerlich zu fallen; wo jedoch Viele sich zu gleichem Zwecke vereinen, braucht man an dem Erfolge nicht zu verzweifeln, und noch hatten die letzten Gäste des Königs das Schloß der Tuilerieen nicht verlassen, als der dienstthuende Kammerherr sich erinnerte, wie Seine Majestät zu Anfang jener Unterredung von einer unbesieglichen Schönheit gesprochen habe; und man kannte den unternehmenden Geist der Herzogin genugsam, um

ihr ein Wagniß zuzutrauen, wenn sie nur durch ein solches an ihr Ziel gelangen konnte. Von Mund zu Mund sprach sich die Ueberzeugung aus, daß der König es der Herzogin zugesagt habe, den Freiwerber des Prinzen Polydor bei der Gräfin Haughton zu machen, und als an einem der folgenden Tage der König einen jener Tagbälle ansagen ließ, welche unter seiner Herrschaft am Hofe bisweilen abgehalten wurden, brachte man denselben mit dem Ereignisse in Verbindung, das den ganzen Hof beschäftigte und von dem man selbst in den stillen Sälen des erzbischöflichen Palastes reden hören konnte.

Es war gegen den Abend hin, als der Abbé im Vorsaale des Erzbischofs auf den Augenblick wartete, in welchem er den Zutritt zu demselben erhalten konnte. Ein eigenes Handbillet des Kirchenfürsten hatte ihn aufgefordert, sich bei ihm einzustellen, und ruhig, wie seine ganze Haltung es immer war, saß der Abbé an einem der hohen Fenster und las bei dem letzten Scheine des Tages in seinem Brevier.

Eine Viertelstunde mochte so hingegangen sein, als ein Ordensgeistlicher das Empfangszimmer Seiner Eminenz verließ und der Kammerdiener dem Abbé die Kunde brachte, daß er jetzt erwartet werde.

Es ist lange her, Herr Abbé, redete der Erzbischof ihn an, daß ich Sie nicht bei mir gesehen habe, und ich hatte Ihren Besuch seit einiger Zeit erwartet, weil ich eine Nachricht von Ihnen zu erhalten hoffte, an welcher man nicht allein von unserer Seite Theil nimmt. Sie haben, ich weiß es, gestern wieder die Gnade genossen, von Seiner Majestät im Besonderen empfangen zu werden. Wovon hat Seine Majestät zu Ihnen gesprochen?

Der Erzbischof war schon ein Mann bei Jahren. Das Licht einer von der Decke herabhängenden doppelarmigen Lampe beleuchtete seine hohe Stirn und ließ jeden seiner feinen und scharfen Züge erkennen, wie er in seinem hochlehnigen Sessel fest und aufrecht da saß, während seine Hand, an welcher der Fischerring erglänzte, auf der breiten Seitenlehne ruhte. Auf dem Tische vor ihm lagen Briefschaften, Papiere, Akten, Druckschriften und Bücher aller Art, theils in Päcken sorgfältig gesondert, theils zur Unterzeichnung vorgelegt und ausgebreitet. Es war ein edler Raum, einfach und doch fürstlich ausgestattet. Der Abbé war in demselben wohl zu Hause.

Als sein Auge über den Schreibtisch des Erzbischofs hinglitt, erkannte sein sicherer Blick trotz dieser

Schnelle auf einem der Briefe, die zur Rechten des Erzbischofs lagen, eine schöne, freie, weibliche Handschrift, die ihm sehr genau bekannt war und die hier zu sehen ihn, wie gut er sich auch zu beherrschen gelernt hatte, doch erschreckte.

Da Eurer Eminenz nicht daran gelegen sein kann, hob er, sich schnell fassend, an, von mir Auskunft über die philologischen Fragen zu erhalten, mit denen Seine Majestät sich zu beschäftigen geruhten, so darf ich wohl ohne Weiteres berichten, daß Seine Majestät sich über dieselbe Angelegenheit geäußert haben, die mir, wie ich vermuthe, die Ehre zugewendet hat, heute von Eurer Eminenz hierher beschieden und empfangen zu werden.

Sie haben das Richtige gefunden, Herr Abbé, sprach der Erzbischof mit einer kaum merklichen Neigung seines Hauptes. Dann wies er den Abbé an, sich zu setzen, und sagte: Es sind jetzt drei Jahre her, daß die Frau Herzogin von Duras gegen mich das natürliche und fromme Verlangen äußerte, ihre Nichte, die einzige ihr lebende Blutsverwandte, zu unserer Kirche zurückgeführt zu sehen; und wenn ihr auch der Vorwurf nicht zu ersparen war, daß sie ihrer Zeit sehr übel daran gethan hatte, die Verbindung

ihres verstorbenen Bruders mit einer Nichtkatholikin zu betreiben, so war ich es doch wohl zufrieden, als sie das fromme Werk in Ihre Hand gelegt zu wissen begehrte, zu dem wir selber uns des Besten versehen zu können meinten. Woran liegt es, daß die Gräfin Haughton sich noch immer den ihr zugedachten Segnungen entzieht?

Der Abbé schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Die Frage, welche Eure Eminenz mir vorlegen, und die Art, in welcher Sie mir dieselbe vorlegen, beweist mir, daß Sie nicht an meinem Eifer zweifeln, und macht es mir möglich, mich einfach zu erklären. Wie die Frau Herzogin durch ihre Neigung, Ehen zu stiften, einst den Marquis von Lauzun zu der Ehe mit einer Protestantin hintrieb, so hindert ihr Verlangen, die Gräfin Haughton mit dem Prinzen von Chimay zu vermählen, den Uebertritt derselben. Hätte die Frau Herzogin die Klugheit und die Mäßigung besessen, ihrer Nichte die Plane, welche sie hegte, zu verbergen, so würde sicherlich schon lange geschehen sein, was wir wünschen und für das Seelenheil der Gräfin hoffen müssen.

Der Erzbischof ließ die Antwort gelten.

Sie wissen, daß Seine Majestät sich für die gedachte Heirath ausgesprochen hat? sagte er.

Seine Majestät haben, wie ich vorhin die Ehre hatte Eurer Eminenz zu sagen, die Gnade gehabt, sich auch gegen mich dahin zu äußern.

Was haben Sie darauf geantwortet?

Der Abbé richtete sich hoch auf, und mit einem Tone, dessen Festigkeit sehr gegen die Unterordnung abstach, die er bis dahin gegen seinen Vorgesetzten kund gegeben hatte, sprach er: Ich habe geantwortet, was meine Pflicht und mein Gewissen mir geboten. Ich habe geantwortet, daß ich die Bekehrung der hochbegabten jungen Gräfin als eine mir von Gott zugewiesene heilige Aufgabe betrachte, daß ich mit allen meinen Kräften danach strebe, ihrem Auge das Licht der Wahrheit, ihrer Seele die Gnade zuzuführen, aber daß ich meine Hand nicht dazu bieten könne, die Gräfin in ein Eheband zu verstricken, das durch die Nähe ihrer Blutsverwandtschaft mit dem Prinzen ein verbotenes, das in den Augen unserer Kirche ein Incest ist.

Es entstand eine Pause; der Erzbischof befand sich in einer unangenehmen Verlegenheit, und er wußte, daß sein Untergebener klug und umsichtig genug war,

die schwierige Lage vollauf ermessen zu haben, in welche er ihn mit dieser Wendung der Angelegenheit versetzt hatte.

Als Fürst und Diener der Kirche hatte der Erzbischof es zu loben, wenn ein Diener der Kirche das Gebot derselben über den Willen des Staatsoberhauptes stellte. Er sah es auch nicht ungern, wenn der König dieser Glaubenstreue oder diesem hierarchischen Gehorsam in seiner Nähe begegnete, und doch hatte man zugleich allen Grund, die besonderen Wünsche und Meinungen des Königs zu schonen und sie zu fördern, weil er seinerseits sich der Kirche in jedem Punkte großmüthig und ergeben zeigte.

Wer nöthigte Sie, zu wissen, was man der Welt geflissentlich verborgen hat? fragte endlich der Erzbischof, die mildeste Form erwählend, in welcher er seine Ansicht von der Sache und zugleich seine Unzufriedenheit mit der Handlungsweise des Abbé's zu äußern vermochte.

Ich kannte diese Verhältnisse von Jugend auf, und mein Gewissen ließ mein Gedächtniß nicht zum Schweigen bringen, entgegnete der Abbé.

Der Erzbischof hatte sich erhoben, der Abbé war seinem Beispiele gefolgt. Sie standen einander gegen-

über, beide hoch aufgerichtet, beide voll festen Willens, voll verschwiegener Entschlossenheit sich gegenseitig beobachtend, und beide mit dem Bewußtsein, wie sie, bei der wundervoll berechneten Gliederung und Einrichtung der hierarchischen Herrschaft, Einer in des Andern Schicksal einzugreifen, Einer des Andern Zukunft zu fördern oder zu beeinträchtigen vermochten.

Genießen Sie das Vertrauen der Gräfin? erkundigte sich der Greis.

Im ausgedehntesten Maße, gab der Abbé zur Antwort, und sein Ton und seine Haltung nahmen wieder die frühere Unterwürfigkeit an.

Hoffen Sie, die Gräfin von ihrem Irrglauben überzeugen zu können?

Mit Gottes Hülfe zuversichtlich.

Welchen Weg denken Sie dabei einzuschlagen?

Der Abbé schien nachzudenken, dann sagte er: Es steht bei Eurer Eminenz, mich von der Aufgabe abzuberufen, zu der Sie mich auf den ausdrücklichen Wunsch der Frau Herzogin erwählten. Sprechen Sie das Wort aus, und ich werde ohne Murren gehen und ohne mich zu beklagen einen Anderen ärnten sehen, was ich mit Vorsicht säete, mit Ausdauer zei-

tigte. Fehlt mir die Gewißheit, daß das Vertrauen Euer Eminenz mit meinem Werke ist, so geht mir auch die Kraft verloren, welche der Einzelne aus dem Gedanken an die große, heilige Gemeinschaft zieht, der er angehört und der er dient. Mein Thun wird fortan ohne Segen sein und ich werde Eure Eminenz dann nur um die Vergünstigung zu bitten haben, mich mit einer anderen Aufgabe, fern von hier, betrauen zu wollen.

Der Erzbischof blickte den jüngeren Geistlichen mit festem Auge an. Er wußte, daß der Abbé Paris nicht zu verlassen wünschen konnte. Eben deßhalb aber fragte er sich, was denselben bewegen könne, ein so gewagtes Spiel zu spielen; und die gleiche Taktik befolgend, sagte er: Die junge Gräfin Haughton ist schön und Sie sind jung, Herr Abbé! Sind Sie Ihrer selbst gewiß? Sind Sie sicher, daß sich in Ihnen keine Abneigung irgend welcher Art gegen eine Verheirathung der Gräfin regt?

Ich war um ein paar Jahre jünger und die Schönheit der Gräfin stand schon in ihrer vollen Blüthe, als Eminenz keiner solchen Frage, keiner solchen Warnung mir gegenüber nöthig zu haben glaubten. Ich bin gezwungen, Sie um Aufschluß darüber

zu bitten, wer oder was mich einem solchen Verdachte unterwerfen konnte, erwiderte der Abbé, während der ganze Stolz des Priesters und des Edelmannes in seinem Antlitze sichtbar ward.

Der Erzbischof ließ sein Auge unverwandt auf dem vor ihm Stehenden haften. Die Frau Herzogin, sagte er nachdrücklich, lebt des Glaubens, daß die — die Freundschaft, welche die Gräfin Ihnen entgegenbringt, sie hindere, den Bewerbungen des Prinzen ihr Gehör zu leihen, und daß es diese Freundschaft sei, die Sie, Herr Abbé, gegen die Verbindung eingenommen habe, welcher nicht nur die Frau Herzogin, sondern Seine Majestät der König selber günstig ist.

Zum ersten Male rötheten sich des jüngeren Priesters Stirn und Wangen, aber es wäre nicht leicht gewesen, zu sagen, welche Bewegung sein Blut in Wallung brachte, und sich schnell bemeisternd, sprach er: Des Menschen Schlüsse stammen und bemessen sich aus seinem eigenen Charakter und seinen eigenen Erfahrungen; ich habe mich also über die Frau Herzogin nicht zu beschweren, wennschon ich sie beklage. Aber wäre und empfände ich, wie sie voraussetzt, so könnte ich nichts Besseres verlangen, als die Gräfin

eine Ehe schließen zu machen, in der sie, weil sie die Jüngere und an Kraft wie an Begabung in jedem Betrachte dem Prinzen überlegen ist, bald Herr und Meister sein und bleiben würde, eine Ehe, bei der ich nicht zu fürchten hätte, auf — er zögerte bei dem Worte gerade so geflissentlich, wie der Erzbischof es vorhin gethan hatte — auf die Freundschaft verzichten zu müssen, deren der trübe Sinn der Herzogin mich zeiht. Und, fügte er hinzu, ist der Prinz denn der Mann, der, wenn die religösen Bedenken der Gräfin überwunden sind, die religiösen Ueberzeugungen in ihr zu würdigen und zu erhalten verstehen würde? Eine Natur wie die der Gräfin Haughton wird durch einen Mann wie Prinz Polydor nicht überwunden, nicht von ihrem stolzen Selbstgefühle geheilt. Sie wird, so weit ich sie beurtheilen kann, überhaupt nicht leicht zur Liebe hingerissen und durch die Liebe auch nicht gewandelt werden. Sie muß in ihrer jetzigen Wesenheit vernichtet werden, wenn sie neugeboren werden soll.

Er hatte diese letzten Worte kalt und unerbittlich wie ein Verdammungsurtheil ausgesprochen, aber sie beschwichtigten das Mißtrauen des Erzbischofs keineswegs; sie halfen ihm auch nicht aus der Ver=

legenheit heraus, in welcher er sich befand. Indeß der Abbé war jetzt gewarnt. Der Erzbischof hatte ihn daran erinnert, daß das wachsame Auge seiner Vorgesetzten, daß ihre gewaltige Hand über ihm sei, und mit der weisen Umsicht der weltklugen katholischen Kirche, welche es versteht, die nutzbaren Kräfte zusammenzuhalten und sich dieselben dienstbar zu machen, beschloß er, den kühnen und eigenwilligen jungen Geistlichen vorläufig gewähren und ihn selber den Weg und die Weise suchen zu lassen, auf denen er die Zwecke der Kirche, die Wünsche des Königs und seine eigenen Absichten gleichzeitig zu fördern für möglich erachten würde. Er wendete sich von ihm und trat an seinen Schreibtisch zurück, von dem er, als komme es ihm zufällig in die Hand, ein Blatt Papier aufnahm, das er zuerst mit den Augen überflog und dann sorgfältig zu lesen schien.

Der Abbé stand ruhig wartend da, bis der Erzbischof das Papier zusammengefaltet und an seine alte Stelle gelegt hatte. Dann verneigte er sich kaum merklich und fragte, ob Eminenz ihm noch weitere Befehle zu geben habe.

Dem Erzbischof war diese Frage willkommen, und weil er dies erwartet, hatte der Abbé sie gethan.

Auch war der Ausdruck des Erzbischofs plötzlich ein veränderter.

Sie haben Sich auf das Vertrauen berufen, sagte er, das man Ihnen vor vielen Anderen und schon in jungen Jahren angedeihen lassen, weil man Ihnen die Gelegenheit bereiten wollte, die Menschen kennen und Ihre eigenen Kräfte ermessen zu lernen. Sie glauben offenbar auch jetzt noch, der Aufgabe, der Sie Sich unterzogen haben, gewachsen zu sein, und Sie scheinen nach einem vorbedachten Plane zu Werke zu gehen.

Der Abbé wollte eine Erklärung, eine Bemerkung machen; der Erzbischof ließ es nicht dazu kommen. Ich verlange von Ihnen vorläufig keine Auskunft über den Weg, welchen Sie zur Bekehrung der Gräfin Haughton bis jetzt genommen haben und weiterhin zu nehmen denken. Der Erfolg oder das Mißlingen soll Ihnen, Ihnen allein, Herr Abbé, zugeschrieben werden, merken Sie es wohl, Ihnen ganz allein! Doch gebe ich Ihnen zu bedenken, daß man dem milden und uns geneigten Sinne Seiner Majestät des Königs, sofern es mit dem Seelenheile der Gräfin zu vereinen ist, nicht entgegentreten darf, und Seine Majestät haben es, wie ich erfahren, der Frau Herzogin

zugesagt, bei der Gräfin Eleonore des Prinzen Freiwerber zu sein.

Das war auch mir bekannt, bestätigte der Abbé, und ich war Willens, die Gräfin noch heute darauf vorzubereiten, als Eurer Eminenz Befehl mich hierher rief.

Der Erzbischof wollte offenbar eine Bemerkung machen; er unterdrückte sie jedoch, und nach einigen auf die allgemeinen Ereignisse innerhalb der Kirche bezüglichen Worten war die Unterredung beendet. Als der Abbé sich bereits entfernen wollte, fragte der Erzbischof plötzlich: Und der junge deutsche Edelmann, der Freiherr von Arten, welcher seit dem Einzuge der Fremden in dem Hotel der Frau Herzogin verweilt und den die Gräfin ebenfalls ihrer Freundschaft würdigt — sollte er es vielleicht sein, der den Ansprüchen des Prinzen entgegensteht?

Der Freiherr von Arten ist seit Jahren heimlich verlobt, antwortete der Abbé.

Heimlich verlobt? wiederholte der Erzbischof. Davon besitzt die Frau Herzogin keine Kunde. Ist die Gräfin davon unterrichtet?

Der Abbé verneinte es. Der Erzbischof fragte, wie Jener die Kenntniß dieses Umstan=

des gewonnen habe, ob er der Beichtiger des Freiherrn sei.

Nein, Eminenz, ich habe es abgelehnt, ihn Beichte zu hören, als er mir sein Vertrauen zuzuwenden wünschte. Ich wollte mir die Freiheit des Handelns nicht beschränken, mir nicht eine Mitwissenschaft und damit zugleich die Pflicht aufdrängen lassen, es nöthigenfalls zu verschweigen, was der Freiherr seinen Freunden bis jetzt vorenthalten hat, daß er noch bei dem Leben seines Vaters einer ihm ebenbürtigen Dame ein Eheversprechen geleistet hat.

Und welche Gründe können ihn bewegen, das Verhältniß auch jetzt, auch nach dem Tode seines Vaters, noch nicht zu einem bindenden zu machen?

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich voraussetze, daß die Neigung des Herrn von Arten für die Entfernte erkaltet und daß sein tägliches Beisammensein mit der Gräfin auf diese Aenderung seines Sinnes nicht ohne Einfluß gewesen ist.

Woher haben Sie die Auskunft über das Verlöbniß des jungen Edelmannes?

Von dem Pfarrer der Kirche, die des Freiherrn Vater auf seinem Stammgute gegründet hat. Die Verlobte des Barons lebt mit ihrer

Schwester und mit ihrer Mutter in dem freiherrlichen Schlosse.

Als der Erzbischof den Abbé so wohl unterrichtet fand, erkundigte er sich, wo die Erzieherin der Gräfin geblieben sei, welche er früher mit ihr bei der Herzogin gesehen habe.

Die Gräfin ist es müde geworden, die täglichen Vorstellungen ihrer Erzieherin zu hören, sich täglich gegen das Vertrauen warnen zu lassen, mit dem sie mich beehrt. Miss Arabella ist in ihre Heimat zurückgekehrt.

Nach Haughton Castle? fragte der Erzbischof.

Nein; die Damen haben sich nicht als Freundinnen getrennt, jede Verbindung zwischen ihnen hat aufgehört, berichtete der Abbé.

Man konnte an den Mienen des Erzbischofs sehen, daß er mit dieser Kunde wohl zufrieden war. Freundlicher, als er sich ihm bis dahin gezeigt hatte, reichte er dem Abbé die Hand, der sich neigte und sie küßte. Der Erzbischof segnete ihn mit leichter Berührung seines Hauptes.

Leben Sie wohl, mein lieber Abbé, sprach er, und ermüden Sie nicht in Ihrem Werke, nicht in der Strenge gegen Sich selbst! Es sind der Wege viele,

auf denen der Herr die Verirrten zu sich zurückzuführen weiß, und den Irrenden auf den rechten Pfad zu weisen, ist eines der guten Werke, denen der Gläubige sich zu unterziehen hat. Leben Sie wohl! Sie werden mir in einigen Tagen die Kunde bringen, welche Wendung diese Angelegenheit genommen hat.

Siebentes Capitel.

Der Mond stand schon hell am Himmel, als der Abbé, von dem erzbischöflichen Palaste kommend, über die Brücke ging und sich dem schönen Uferwege zuwendete, an welchem das Palais der Herzogin gelegen war. Er hatte zu jeder Stunde des Tages Zutritt zu demselben, und auch jetzt befand er sich bereits vor dem großen Portale, aber als er die Schelle ziehen wollte, hielt er die Hand zurück. Er mochte Eleonore jetzt nicht sehen, er mochte Niemanden sehen; er mußte mit sich allein sein.

Er schlug den langen, schwarzen Mantel fest um sich und entfernte sich von dem Palaste. Bald langsam, bald in heftiger Bewegung ging er an der Seite des Flusses auf und nieder. Wie goldene Knospen schienen die funkelnden Sterne an den dichten und

kahlen Aesten der Bäume zu hängen, die sich in vielfachen Reihen an dem Ufer hinziehen. Der Mond goß sein volles Licht über die prächtigen Gebäude aus, deren Fenster zum Theile hell erglänzten. Es war die Stunde, in welcher die vornehme Gesellschaft ihre Tafel hielt. Vor den einzelnen Häusern fuhren die Wagen vor, hier und dort öffneten sich gastlich die Flügel der Einfahrtsthüren. Die Stadt erschien, so weit man sie deutlich übersehen konnte, heiter und glänzend, und fern ab zeichneten sich die Spitzen der Kirchen unbestimmt und schattenhaft an dem nächtlich klaren Himmel ab.

Aber was jedem Anderen an dieser Stelle das Auge erfreut und den Sinn erheitert haben würde, was auch ihn sonst mit Wohlgefallen erfüllt hatte, heute sah der Abbé es nicht. Ein gewaltiger Kampf durchwühlte seine Seele; in rascheſtem Wechsel zogen abenteuerliche Plane, wilde Vorsätze und Entschlüsse durch sein Gehirn, und aus der glühenden Leidenschaft, die in ihm brannte, loderten in einzelnen Augenblicken zuckend die Flammen der Verzweiflung in ihm empor. Und doch war es ihm nichts Neues, was er in sich wahrnahm. Er hatte auch nichts Unerwartetes erlebt. Warum traf es ihn denn so furchtbar, was

er lange hatte kommen sehen? Warum zerriß sie ihm denn das Herz, die Entscheidung, die er längst getroffen hatte?

Seit er Eleonore gesehen, war er nie über die Empfindung im Zweifel oder im Unklaren gewesen, die sie in ihm wachgerufen hatte. Von früh auf zur strengsten Selbstprüfung gewöhnt, hatte er sich nicht darüber täuschen können, daß er sie mit glühendem Verlangen begehrte, daß er sie leidenschaftlich liebte, aber sein stolzer Sinn hatte sich nicht entschließen mögen, die Gefahr zu meiden; er hatte seinen geistigen Ruhm darein gesetzt, sich zu besiegen, und wie er bis dahin auf der Welt nichts Höheres gekannt hatte, als seine Kirche und ihre Macht, so hatte er sich gelobt, seine Aufgabe in ihrem Dienste zu lösen und ihr mit Verleugnung und Ueberwindung seiner selbst die starke Seele und das reiche Erbe Eleonorens zuzuführen und zu gewinnen.

Tage und Nächte hatte er mit sich gerungen in wildem Schmerze, in brünstigem Gebete. Er wußte, was Eleonore sich nie deutlich gemacht hatte, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um sie ihm anzueignen ganz und gar, und heute zum ersten Male fühlte er sich nicht sicher, daß er dieses Wort nicht

sprechen, daß sein Blick ihr nicht verrathen würde, was in seiner Seele vorging.

Er sah sie, als er so umherwandelte, mit seines Geistes Augen deutlich vor sich, wie sie auf das Geständniß seiner Liebe in seine Arme sinken, er kannte sie darauf, daß sie nicht zurückschrecken würde, mit ihm zu fliehen, um in irgend einem fernen Winkel der Erde sein Weib zu werden, das Weib des geweihten Priesters, des Meineidigen Weib. — Aber wer hinderte ihn, sich mit Offenheit von diesem Eide loszusagen? Wer hinderte ihn, einem Glauben zu entsagen, der seinem Menschenrechte, seiner Manneskraft und Würde unnatürliche Schranken setzte, unwürdige Gewalt anthat? Wer hinderte ihn, zu thun, was vor zweihundert Jahren, in den Zeiten der großen kirchlichen Umwälzung, Tausende von Priestern vor ihm gethan hatten? Was hielt Eleonoren ab, einem durch sie bekehrten Manne ihre Hand zu geben? Sie war unabhängig und reich genug, in Haughton Castle, in ihrem freien Vaterlande, von dem Gesetze unangefochten und die öffentliche Meinung stolz verachtend, glücklich mit ihm zu sein.

Die Stirn brannte ihm wie im Fieber, alle seine Pulse klopften. Trotz der winterlichen Kälte riß er

den Mantel auf, entblößte er sein Haupt. Er fühlte seine ganze, ungebrochene Kraft in seinen Adern, er sah jetzt auch mit Einem Male die glänzende Anmuth der Stadt und der Gegend, er empfand die Schönheit dieser milden Winternacht. Unwillkürlich breitete er die Arme aus, als wolle er sich mit der Natur vereinen, und ein Seufzer, der wie ein unterdrückter Aufschrei klang, riß sich aus seinem Busen los.

Es war vorüber! — Müde, wie einer, der aus einem ihn erschöpfenden Traume erwacht, ließ er sich auf eine der Bänke fallen, die unter den Bäumen stehen. Er stützte den Kopf in die Hand, sein Haupt sank schwer hernieder, schwer und still fielen ein paar glühende Tropfen aus seinen Augen auf die Wangen herab.

Nicht zum ersten Male hatte er den Kampf gekämpft, aus dem er jetzt wieder als Ueberwinder hervorging; nicht zum ersten Male hatte sein Gewissen seine Phantasie bemeistert, aber noch nie zuvor hatte er so lebhaft wie heute den Wunsch gehegt, sich nicht gebunden zu haben oder jene ungebrochene Willenskraft, jene muthige Rücksichtslosigkeit der Menschen zu besitzen, die sich selbst als den Mittelpunkt der Schöpfung, ihr Wohlbefinden als den letzten Zweck

derselben ansehen. Er? — Er konnte nicht vergessen, daß er von früher Jugend an gelernt hatte, sich als einen mitwirkenden Theil der großen Gemeinschaft anzusehen, welche sich das Recht der Herrschaft über die Geister zuerkennt, welche die Anwartschaft zu diesem Rechte aus Gottes Hand empfangen zu haben behauptet, aus der Hand des Gottes, dessen Anerkennung und Verehrung zu predigen die Aufgabe der katholischen Kirche ist. Wohin hatten sein Geist, seine Phantasie sich verirrt, daß er wachend in Träume verfallen konnte, die ein Verbrechen für ihn waren? Und was konnte andererseits die Kirche ihm denn bieten und gewähren, ihn schadlos zu halten für die furchtbare Entsagung, die er über sich genommen hatte?

Er schauderte zusammen, als er sich mit seinen Gedanken wieder auf demselben Wege, wieder auf denselben Bildern fand, von denen er sich gewaltsam abzuwenden beschlossen hatte. Er stand an dem Abgrunde, an welchem Mächtige gestanden hatten und zu Grunde gegangen waren, er erlebte und erlitt, was er selber über sich heraufbeschworen, als er sich die Kraft, die Festigkeit und den Glauben zugetraut hatte, die ihm alle jetzt versagten.

Immer wieder hatte er sich in diesen letzten Jahren wiederholt, daß er nicht zu der großen Masse jener entsagenden, demüthigen Seelen gehöre, die in frommem Glauben, in nicht wankender Hingebung an ein stilles Thun, ihres Geistes Befriedigung, ihres Herzens Beseligung genießen. Von früher Jugend auf hatten seine Lehrer und Meister ihm in der Schule und in den Seminarien ein weites, ein hohes Ziel gesteckt. Er hatte Herrschaft gewonnen, wo immer er mit Anderen in Gemeinschaft gewesen war, Herrschaft hatte ihm das höchste Glück, Herrschaft im Dienste der Kirche, die ihn trug, so lange er sie stützen half, das höchste, erstrebenswertheste Ziel gedünkt, und Herrschaft, Herrschaft über die Anderen, das hatte er immer gefühlt, war das Einzige, das Ersatz zu bieten vermochte für Selbstbefriedigung, für Liebe und für Glück.

Er kannte die Kirche und den Clerus, denen er angehörte. Er wußte, was der Abtrünnige von der Kirche zu erwarten hat. Er selber hatte in verschiedenen Fällen dazu mitgewirkt, dem Verirrten wie einem gehetzten Wilde die Wege zu verstellen, bis er müde und verblutend an dem Altare niedergesunken war, von dem er sich hatte entfernen wollen. Er fühlte sich nicht dazu geschaffen, solcher Verfolgung

Stand zu halten, er konnte sich nicht vor sich selbst erniedrigen durch den nicht endenden Kampf, in welchen er sich unrettbar verstrickte, wenn er sich nicht überwand. Für ihn gab es nur Freiheit innerhalb des Bannes und des Eides, die er freiwillig und mit stolzem Ehrgeize über sich genommen hatte; und der bloße Gedanke, daß er als ein Büßender, als ein unwirksam Befundener, als ein Ausgestoßener vor denen stehen solle, die in ihm eine Kraft geehrt, in ihm einen künftigen Pfeiler der Kirche gesehen hatten und über die er sich einst zu erheben gehofft, ward endlich sein Erretter aus dem Zwiespalte, in dem er sich in dieser Stunde bewegt und ermattet hatte.

Aber der starke und gesunde Mensch reißt die schönste und gewaltigste seiner Kräfte, die Liebe, nicht aus seinem Herzen, ohne Schaden an seiner Seele zu leiden, und heute mehr als je zuvor hatte der Abbé es erkannt, daß er auf die Liebe nicht verzichten könne, ohne sich mit Wollust an die Herrschsucht hinzugeben, und daß es ihm nicht erspart sei, die Qualen der Eifersucht zu leiden, auch wenn er darauf verzichte, für sich selber einen Anspruch an Glück zu erheben.

Oftmals schon hatte er es durchgekostet, wie nahe

der Haß und die zum Entsagen gezwungene Liebe in ihm an einander grenzten, oftmals hatte er es mit dem kühlen Blicke eines Beobachters in sich wahrgenommen, wie die Grausamkeit sich der Seele bemächtigt, die keine milde Hoffnung für sich selber hegen darf. Warum sollte er das Weib nicht hassen, vor dem alle glückversprechenden Möglichkeiten offen ausgebreitet lagen, während er sich mit unlöslichem Eide von allen Freuden des Daseins geschieden hatte, ehe er vorausgesehen, daß eine Eleonore Haughton leben und daß sie ihm der Güter höchstes, des Glückes begehrenswerthestes erscheinen würde?

Wenn kein Gebet, wenn kein noch so festes Wollen ihm Ruhe zu schaffen vermocht, dann hatte er mit grausamer Wonne daran gedacht, daß Eleonore einst die gleichen Qualen leiden werde; wenn er sich unglücklich gefühlt bis in das Innerste seines Herzens, so hatte der Gedanke ihm gelächelt, daß auch sie sich elend fühlen werde, die ihn also leiden machte, daß auch sie unglücklich sein werde, die ihn herunterzustoßen drohte von der Höhe, auf die er sich gestellt hatte und von der er in den Abgrund sinken mußte, wenn er nicht hoch über seinen jetzigen Standpunkt emporstieg.

Er hatte die Stunde der Entscheidung oft vorausgesehen, die jetzt an ihn herangetreten war. Er oder sie! — Denn sie glücklich zu sehen und zu entsagen, sie glücklich und frei zu denken, während er sich seinen Vorgesetzten als müßiger Knecht mit gebundenen Händen zu überliefern und in dumpfer Unterordnung enge, vorgeschriebene Wege zu gehen hatte, das überstieg seine Kräfte. Er oder sie! — Es gab kein Drittes! —

Er war schon lange wieder an dem Ufer umhergegangen. Die Nacht begann kalt zu werden, der Wind, welcher vom Wasser aufstieg, strich ihm mit eisigem Hauche über die Schläfen hin. Er zog die Uhr heraus, es war später, als er es vermuthet hatte. Jetzt, er wußte es, jetzt befand sich Eleonore schon in dem Empfangszimmer ihrer Tante, jetzt erwartete sie ihn sicherlich. Er lächelte, als er sich ihr Bild vergegenwärtigte, aber wer dieses Lächeln hätte sehen können, hätte sich seines Ausdruckes nicht erfreut.

An der Ecke der Seitenstraße lag ein bescheidenes Speisehaus. Er hatte sonst nicht die Gewohnheit, ähnliche Orte zu besuchen, indeß die Aufregung machte ihn, da er die Mahlzeit versäumt hatte, nach Speise und Trank verlangen. Er ließ sich zu Essen geben,

trank etwas Wein, ordnete mit rascher Hand sein reiches Haar, das durch die schnelle Bewegung seines langen Ganges in Unordnung gerathen war, und gefaßt und wieder seiner selber Meister, kehrte er auf der Straße, von der er gekommen war, nach dem Palaste der Herzogin zurück.

Es waren heute noch mehr Besucher als gewöhnlich in ihrem schönen Saale erschienen. Die auffallende Gunst, mit welcher der König sie bei der letzten Mittagsgesellschaft beehrt, hatte ihre Freunde eifriger als je gemacht, und jeder derselben schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, den Inhalt jener langen und geheimen Unterhaltung zu erfahren und sich darüber zu vergewissern, was von dem Gerüchte über die Freiwerbung Sr. Majestät zu halten sei. Die Gräfin allein schien nicht zu wissen, was die Uebrigen beschäftigte. Sie saß weit zurückgelehnt, so daß die schöne Länge ihres Leibes ersichtlich war, auf einem niedrigen Sopha, nahe an einem der beiden Kamine. Das Licht der Kerzen und das Licht des Feuers vereinten sich, sie magisch zu überstrahlen. Ihr Haar glänzte wie von einer Aureole umleuchtet, und nie meinte der Abbé sie schöner gesehen zu haben, als eben jetzt, da sie bei seinem

Eintritte mit schneller Bewegung die Augen zu ihm wendete.

Eine Gruppe von Männern umgab sie, der Prinz und der junge deutsche Freiherr saßen ihr zur Seite. Die Unterhaltung war heiter und lebhaft gewesen, wie sie es immer wird, wo die Männer zu gefallen wünschen und die Frau mit dem sicheren Bewußtsein ihrer Schönheit jede ihr dargebrachte Huldigung nur als einen schuldigen Tribut, ohne Dank und ohne besonderen Anreiz aufnimmt. Der Prinz hatte sich im Gefühle eines nahen Sieges freier gehen lassen, ohne daß die Haltung der Gräfin ihm dazu das Recht gegeben hätte, und kaum hatte der Abbé sich der Herzogin vorgestellt, so klagte Eleonore, daß die Gluth des Feuers sie belästige, und erhob sich.

Mitten in dem Saale traf sie mit dem Abbé zusammen. Ich habe Sie heute am Morgen und heute am Mittage vergebens erwartet, und Sie kommen spät! sagte sie im Tone des Vorwurfes. Es ist Ihr Wort, das ich Ihnen zurückgebe, Herr Abbé! Man soll uns nicht zur Gewohnheit werden lassen, was man nicht sicher oder nicht geneigt ist, uns dauernd zu gewähren!

Wie sie so neben einander standen, beide hoch

und majestätisch gewachsen, daß Auge in Auge traf, beide mit herrischer Miene, war es kaum möglich, sich ein Menschenpaar zu denken, das mehr für einander geschaffen, mehr auf einander angewiesen zu sein schien, sei es, daß sie in Liebe oder in Abneigung zusammentrafen. Es war neben Eleonorens vollkommener Schönheit stets ihr Stolz gewesen, der den Abbé angezogen und ihn gereizt hatte, ihr seine Herrschaft aufzudringen, und man hätte sagen können, daß sie sich im Streite nahe getreten waren, daß sie im Widerstreben gegen einander ihre Herzen und ihren Geist verstrickt hatten, daß Sieg und Niederlage zwischen ihnen stets gewechselt hatten und beides ihnen zum Genuß geworden war.

Auch jetzt empfand der Abbé den alten Zauber wieder mächtig auf sich wirkend, aber er hatte Grund, sich demselben nicht mehr wie sonst zu überlassen, und auf ihre Anrede eingehend, versetzte er: Schlimm genug für mich, daß ich aus meiner eigenen Erfahrung keinen Nutzen zog, daß ich nicht sie zu beherzigen verstand!

Was soll das heißen? fragte sie voll banger Ahnung, weil ihr in seinem Wesen etwas Fremdes entgegentrat.

Wir müssen scheiden, Eleonore! sprach er tonlos.

Er hatte sie niemals bei diesem Namen genannt, er hatte es stets vermieden, sie und sich als Einheit zu bezeichnen, und nun, da ihr Name, von seinen Lippen ausgesprochen, ihr mit unsäglicher Wonne das eigene Herz berührte, nun das beglückende „Wir" ihr von seinem Munde entgegenklang, nun sollte sie sich von ihm trennen — nun?

Scheiden? wiederholte sie. Und weßhalb das? — weßhalb?

Er blickte mit schnellem Auge um sich her; als er sah, daß Niemand nahe genug stand, seine Worte zu vernehmen, sagte er: Ich komme von Seiner Eminenz dem Erzbischof. Auf seinem Tische sah ich einen Brief von Ihrer Hand. Es war offenbar das kleine Billet, das Sie mir neulich gesendet und das ich nicht erhalten hatte. Ein Brief der Frau Herzogin lag daneben.

Eleonore erbleichte, aber ihre Fassung und ihr Selbstgefühl verließen sie nicht. Ich habe nie ein Wort geschrieben, sprach sie, das eines Anderen Blick zu scheuen hätte, und von Seiten meiner Tante überrascht mich nichts, wennschon. . .

Auch nicht, fiel der Abbé ihr leise in die Rede,

daß sie gewagt hat, Ihnen, Ihnen, Eleonore, eine Leidenschaft anzudichten, deren Mitschuldiger ich sein sollte und die ein Verbrechen für mich wäre?

Er war selbst blaß geworden und die Stimme hatte ihm versagt, da er diese Worte aussprach. Sie trafen das Herz des unglücklichen Mädchens wie ein tödtender Blitz. Sie sah, sie entdeckte in sich, was sie sich bisher mit stolzer Scham verborgen hatte. Sie fühlte die Flamme einer verzehrenden Leidenschaft in sich auflodern, und der Mann, der sie in ihr angefacht und genährt hatte, stand ihr kalt gegenüber, sprach zu ihr in einer Weise, als wäre es undenkbar, daß er jemals etwas für sie empfunden habe, etwas für sie fühlen könne.

Ihre Füße wankten, sie faßte krampfhaft die Lehne eines Sessels, der in ihrer Nähe stand, sie fürchtete, sich nicht aufrecht halten zu können; aber mehr noch als Alles peinigte sie der Gedanke, dem ungerührten Manne zu verrathen, was in ihrer Seele vorging, ihn ahnen zu lassen, was sie in diesem Augenblicke um ihn litt. Und die bleichen Lippen zu einem Lächeln zwingend, das ihr das Herz zerriß, fragte sie ihn: Deßhalb also will man Sie entfernen?

Der Abbé bejahte es. Die Thränen traten

der Gräfin vor diesem kalten, nackten Ja in's Auge.

Freilich! das Scheiden von einer Freundin — das Scheiden von Eleonore Haughton — was ist das für Sie! sagte sie mit Bitterkeit.

Der Abbé ließ den vollen Strahl seines Auges in die ihrigen fallen, aber er schwieg.

So standen sie sich einige Sekunden gegenüber, und es dünkte Eleonore, als durchlebe sie eine lange Leidenszeit, denn großer Schmerz und große Freude rauben uns den wahren Maßstab für den Verlauf der Zeit. Es kam ihr vor, als sei der Augenblick lange her, in welchem sie das Wort, das niederschmetternde Wort von dem Munde des Geliebten vernommen hatte, als sei es lange her, daß sie sich allein gefunden, allein mit der verzehrenden Leidenschaft in ihrer Brust. Allein!

Nur das konnte sie nicht ertragen! Allein, ohne ihn konnte sie nicht leben. Und wie ein Versinkender verzagend und hoffend zugleich nach Rettung ausschaut, fragte sie: Und gibt es kein Mittel, keines, das Sie — mir erhält?

Es war geschehen, sie hatte es ihm gesagt; aber besorgt, daß eben dieses Wort ihn bestimmen könne,

sich von ihr zu trennen, fügte sie hinzu, als wolle sie ihn vergessen machen, ihn über dasjenige täuschen, was sie ihm eben verrathen und gestanden hatte: Ich weiß es, Sie verlassen Paris, den Hof nicht gern, Sie haben Hoffnungen an Ihren hiesigen Aufenthalt geknüpft. Gibt es kein Mittel, Ihre beabsichtigte Entfernung zu vermeiden? — Und wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen sprach sie: Ich will Paris verlassen, ich will in meine Heimat gehen! Sie sollen bleiben. Ich will gehen!

Das jedoch war es nicht, was der Abbé begehrte. Er schüttelte verneinend das Haupt. Fassen Sie Sich, Gräfin, man beobachtet Sie und mich! sagte er leise. Ihre Entfernung von Paris würde nichts in meiner Lage ändern, nichts! Aber einen Ausweg gibt es, Einen! — Er zögerte, als falle es ihm schwer, ihr denselben zu nennen. Endlich, da sie auf seine Antwort bange harrte, sagte er: Nehmen Sie die Hand des Prinzen an, für den der König selber morgen um Sie werben wird!

Unmöglich, unmöglich! rief die Gräfin so laut, daß die Anwesenden alle es vernahmen.

Aber sie und der Abbé schlugen wie auf eine Verabredung ein Lachen auf, und mit lachender Miene

fügte Eleonore leise hinzu: Soll ich der Herzogin den Triumph bereiten? Soll ich mich der Herrschsucht wider mein Empfinden in die Arme werfen, vor der Sie selbst mich warnten?

So treffen Sie schnell eine andere Wahl, Sie sind Herr darüber! warf der Abbé ihr ein.

Aber wen — wen? fragte die Gräfin, der in der Angst ihres Herzens und in der Verwirrung dieses Augenblickes jedes Mittel erwünscht kam, welches sie vor der Trennung von dem Abbé bewahren und ihm beweisen konnte, daß für ihn kein Opfer ihr zu schwer sei.

Der Abbé wendete das Haupt in das Zimmer und zu der Gruppe zurück, welche die Gräfin vorhin verlassen hatte. Eine Frau wie Sie, sagte er, wird schwerlich einen Mann finden, der sie verdient; aber es müßte mich Alles täuschen, oder der Freiherr von Arten weiß es, was Sie werth sind, und seine liebende Verehrung wird mir den Antheil an Ihrer Freundschaft nicht mißgönnen. Er ist ein Mann von Ehre und er liebt Sie, Gräfin, dessen bin ich sicher!

Sie konnte ihm nichts erwiedern. Der Ausdruck der Verzweiflung und der Liebe, mit dem sie zu ihm emporsah, drohte, ihn seiner Fassung zu berauben

und sich vor ihr verneigend, sagte er so laut, daß die Anderen ihn vernehmen konnten: Denken Sie daran, Gräfin, wir sprechen mehr davon!

Dann wendete er sich zu den Uebrigen, und auch Eleonore kehrte, wie hart ihr das auch ankam, zu ihrer früheren Unterhaltung zurück.

Achtes Capitel.

Man trennte sich an dem Abende zeitig, weil einige der Gäste noch anderweitige Einladungen hatten. Im Vorzimmer trafen der Abbé und Renatus zusammen. Der Abbé machte die Bemerkung, daß das Wetter köstlich und daß es eigentlich eine Sünde sei, eine Winternacht von so ungewöhnlicher Milde und Schönheit ungenossen zu lassen, und da er Renatus ohne weiteres Vorhaben fand, schlug er ihm vor, ihn zu begleiten und gemeinsam eine Strecke Weges zu machen.

Der Freiherr verlangte es nicht besser. Er hatte die lange Unterredung zwischen dem Geistlichen und der Gräfin mit Unruhe betrachtet, denn er war von den obwaltenden Verhältnissen zu genau unterrichtet, um nicht zu vermuthen, was die unverkennbare Aufregung Eleonorens zu bedeuten und welchen Inhalt

dieses Gespräch der Beiden gehabt haben müsse. Auch stand er ihnen nahe genug, um, sobald er sich mit dem Geistlichen allein auf der Straße befand, ohne Umschweife die Frage zu thun, ob er sich irre, wenn er glaube, daß der Abbé mit ihrer gemeinsamen Freundin von dem Heirathsplane gesprochen, den der König zu dem seinigen gemacht habe und dessen nahes Zustandekommen jetzt die große Angelegenheit des Hofes sei.

Es ist eine traurige Angelegenheit, sagte der Abbé, und nie mehr als in diesem Falle habe ich daran gedacht, wie verschieden die Wege der Prüfung sind, auf welche der Herr uns führt. Er schritt eine Weile schweigend fort, dann sprach er: Wenn man das Leben dieses ungewöhnlichen Mädchens sieht, seine gottbegnadigte äußere Erscheinung, seine großen geistigen Mittel, den fürstlichen Besitz, der ihm von Kindheit an zu eigen war, so fühlt man sich zu dem Gedanken hingeführt, daß es dem Himmel gefallen habe, hier einmal ein Menschenwesen mit allen Gütern des Lebens und des Glückes auszustatten, um ihm den vollen, edlen Genuß des Daseins zu ermöglichen.

Da er wieder in seiner Rede abbrach, meinte Renatus, daß die Gräfin doch auch zu einer hohen

und seltenen Reife und Entwicklung gelangt sei und wie ihr zu ihrem Glücke ja auch nichts fehle, als daß sie eben dem Manne begegnete, dem sie ihre Zukunft in liebendem Herzen anvertrauen könne.

Wir sind nicht im Salon, mein theurer Freund! rief der Abbé mit einer Kälte, welche den Andern in Erstaunen setzte. Er fragte, was dieser unerwartete Ausruf bedeuten solle. Der Abbé, der sonst in seinem ganzen Betragen sich immer äußerst zurückhaltend bezeigte und sich eben so wenig eine Vertraulichkeit gegen Andere herausnahm, als er sie ihnen gestattete, legte seinen Arm in den des jungen Offiziers und sagte mit einer ihm sonst ebenfalls sehr fremden Lässigkeit: Es gibt gesellschaftliche halbe und ganze Unwahrheiten, gegen die man wohlthut, sich nicht zu wehren, und an die zu rühren auch nicht weise ist, weil sie in der Regel aus einem vernünftigen Grunde hervorgehen, sogar wenn die Gesellschaft sich desselben nicht immer klar bewußt ist. Eine solche conventionelle Unwahrheit ist der Glaube an die sogenannten großen Eigenschaften der Gräfin Haughton.

Herr Abbé, rief der Freiherr, als traue er seinen Ohren nicht, das sagen Sie, Sie, der Freund, der vertraute Freund Eleonorens?

Eben deßhalb sage ich es, kann ich es sagen! berichtete ihn der Geistliche, und vielleicht werden Sie mir Glauben schenken, wenn ich Ihnen bekenne, daß die Gräfin auch mich eine geraume Zeit geblendet hat, daß ich in ihr Eigenschaften zu sehen wähnte, die sie der Bewunderung würdig machten — und in der That, sie hat auch solche Eigenschaften! Wer wollte und wer könnte dieses läugnen? Sie ist von schnellem Geiste, von einem kühnen Fluge der Gedanken, sie hat, ich zweifle nicht daran, eine männliche Entschlossenheit, wo es ihre eigenen, persönlichen Zwecke gilt; aber ich habe Niemanden gekannt, auf den das Wort der Bibel von dem tönenden Erz und der klingenden Schelle so anwendbar gewesen wäre, als auf sie. „Sie hat der Liebe nicht!" — Selbstsüchtiger und herzenskälter habe ich nie ein Weib gekannt.

Der Freiherr war nicht gleich einer Entgegnung fähig. Er erlebte nach seinen Begriffen einen vollkommenen Verrath, und der Mann, der ihn beging, war ihm bis auf diese Stunde ein Gegenstand der Hochachtung gewesen. Seine Ehrenhaftigkeit schreckte vor einem solchen Verhalten zurück. Er zog unwillkürlich seinen Arm aus dem seines Gefährten. Kennt

oder ahnt die Gräfin die Ansicht, welche Sie von ihr hegen? fragte er.

Es gibt Wunden, entgegnete der Abbé, die man nicht sondiren darf, ohne sie tödtlich zu machen. Ich konnte der Gräfin nicht sagen: „Sie haben kein Herz!“ da mein ganzes Bestreben darauf gerichtet ist, diese Seite ihres Wesens zu erwecken oder zu beleben. Denn was könnte mich, dessen Ziele weit ab liegen von dem Boden dieser leichtlebigen und sich an der Oberfläche der Dinge haltenden Gesellschaft, was könnte mich bewegen, der tägliche Gast der Frau Herzogin zu sein, hätte ich es der würdigen Frau nicht zugesagt, mich der Bekehrung ihrer Nichte zu unterziehen, hätten meine Vorgesetzten mich nicht selber ermuthigt, an dieses Werk zu gehen?

Mehrere Wagen, die rasselnd an ihnen vorüberfuhren und die sie bei dem Uebergehen nach einer andern Straße für einige Minuten trennten, unterbrachen die Mitteilung des Geistlichen und ließen dem Freiherrn zu einem Umschwunge seiner Ansicht Zeit. Als sie sich wieder zusammenfanden, hob der Abbé auf's Neue zu sprechen an. Es ist ein großes Vertrauen, Herr von Arten, das ich Ihnen mit diesem offenen Bekenntnisse gewähre. Indeß Ihrer Gesin=

nung bin ich sicher. Sie ist ein schönes Erbe Ihres alten Hauses, und Sie selber sind, ich weiß es, unserer Kirche aufrichtig ergeben. Sie haben in Ihrem Elternhause den Segen und die Alles ausgleichende und versöhnende Kraft des Glaubens, wie ich aus Ihren eigenen Mittheilungen und aus manchen Andeutungen der trefflichen Frau Herzogin erfahren, kennen lernen. Sie gehören nicht zu der Anzahl jener sogenannten Aufgeklärten, die es in ihrer selbstgenügsamen Kurzsichtigkeit dem Gläubigen zum Vorwurfe machen, wenn es ihn drängt, die Segnungen, deren er sich theilhaftig fühlt, die erhebende Erkenntniß, die ihm durch die Gnade Gottes zugänglich geworden ist, nicht als ein todtes Pfund zu vergraben, sondern sie auszubreiten und leuchten zu machen, so weit die menschliche Gemeinschaft reicht.

Der Abbé hatte etwas Mächtiges, wenn er sich dem freien Zuge seiner Beredsamkeit überließ, und Renatus waren solche Ansichten und Ansprüche von früher Kindheit an vertraut gewesen. Sein unvergessener, geliebter Lehrer, der Caplan, hatte ja selber durch Jahre und Jahre in fremden Zonen als ein Bekenner und Verbreiter der allein seligmachenden Kirche gearbeitet und bis an sein Lebensende mit Er=

hebung an jene Wirksamkeit zurückgedacht. Läugnen konnte Renatus es auch nicht, daß ihm das herrische Wesen der Gräfin bisweilen unheimlich und bedenklich erschienen war, aber er hatte sie nicht tadeln, nicht verurtheilen können; sie hatte ihm neben der Bewunderung, die er für sie hegte, ein Bedauern eingeflößt, und eben jetzt empfand er dieses lebhafter und stärker, als je zuvor.

Sie ist ohne Vater, ohne Mutter aufgewachsen, sagte er entschuldigend, und mich dünkt, die Herzogin war nicht dazu gemacht, eine so eigenartige Natur zu erwärmen und zu bilden. Wer mag denn sagen, ob die Herzogin selber einer wahren Liebe fähig ist?

Die Herzogin keiner Liebe fähig? rief der Abbé im Tone des höchsten Erstaunens. Aber haben Sie denn vergessen, mein theurer Baron, mit welcher Treue die Herzogin in den Zeiten der Verbannung und der Noth an ihrem Bruder festhielt? Haben Sie vergessen, mit welcher Hingebung die Mittellose auf die edle, sie völlig sicherstellende Gastfreiheit Ihres Herrn Vaters verzichtete, als es galt, der königlichen Familie ihre alte Treue zu beweisen? Glauben Sie, daß es sie kein Opfer gekostet hat, den einzigen Bruder an eine Frau zu verlieren, die nicht zu unserer

Kirche gehörte? Und wann hat die Herzogin ihre Nichte es fühlen lassen, daß sie, die ruhebedürftige Matrone, ihr ganzes Behagen der Lebenslust Eleonorens zum Opfer brachte? Oder kennen Sie etwas, das rührender, das ehrwürdiger wäre, als die schöne Freundschaft, welche durch ein langes Leben die Herzogin und ihren Jugendgenossen, den greisen Fürsten von Chimay, unzertrennlich verbunden hat? In der That, mein Freund, von Ihnen weniger als von jedem Andern war ich mir eines Urtheils gewärtig, das die Herzogin in so ungerechter Weise anficht, denn mich dünkt, Sie selber hätten mannigfach Gelegenheit gehabt, die theure Frau von ihren schönsten Seiten würdigen zu lernen! — Beide gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her.

Renatus fühlte sich beschämt. Er hatte die Undankbarkeit immer als das Zeichen einer niedrigen Gesinnung anzusehen, nun zieh man ihn einer solchen, und er konnte es nicht läugnen, man that es nicht ganz mit Unrecht. Je länger er darüber nachsann, um so unsicherer wurde er in seinem Urtheile. Er konnte dem Abbé nicht völlig widersprechen. Er hatte, als er in das Haus der Herzogin gekommen war, ja auch für dieselbe und wider die Gräfin Partei

genommen, und erst allmählich hatten Eleonorens bestechende und blendende Eigenschaften ihn anderen Sinnes werden machen. Er wünschte guten Herzens, kein Unrecht gegen die Greisin zu begehen; aber Eleonore, wie der Abbé es that, so schonungslos zu verdammen und aufzugeben, konnte er sich nicht entschließen, und mit der bewußten Absicht, einen vermittelnden Ausweg zu wählen, sprach er: Jede der beiden Frauen hätte wohl eine weichere und mildere Natur an ihrer Seite haben müssen, um glücklicher zu werden; denn wie die Herzogin mir einst gestanden hat, daß sie, früh zur Witwe geworden, nie die geringste Neigung empfunden habe, sich wieder zu vermählen, so hat mir noch neuerdings die Gräfin gesagt, daß sie nach der Ehe kein Verlangen trage, ja, daß ihr bis jetzt niemals eine Sehnsucht nach jenem Glücke des Familienlebens gekommen sei, welches doch den meisten Menschen für ihre Befriedigung nothwendig erscheint. Diese beiden Frauen sind sich eben selbst genug.

Das ist ein trauriger Vorzug, rief der Abbé, und Sie werden mir gestehen, daß ich darüber ein vollgültiger Richter bin! Der Mensch kann, wo es einer großen Ueberzeugung gilt, sich selbst verläugnen,

und auf die Liebe, auf die Ehe, auf das Glück verzichten, sich in seinen Kindern fortleben zu sehen; aber es ist das eine harte Entsagung, und das Herz auch des Stärksten hört nicht auf, unter derselben zu leiden und zu bluten! Es muß süß sein, in früher Jugend sich einem geliebten Mädchen zu verbinden, in jedem Augenblicke zu wissen, daß seine Gedanken, seine Gebete uns begleiten, sich vorzustellen, wenn man von ihm fern ist, wie die Liebe der Erwählten uns ersehnt, und sie nach einer Trennung mit der alten, nur gesteigerten und bewährten Treue in die Arme zu schließen.

Er brach ab, schwieg eine Weile und sagte danach: Es sind das Bilder, die auszudenken man sich hüten muß, wenn man gelobt hat, nie nach ihrer Verwirklichung zu streben. Aber so oft ich in meinem Amte in ein Haus getreten bin, wo die demüthige Liebe einer wahrhaft weiblichen Seele dem Manne das Leben verschönte, habe ich empfunden, wo das wahre Glück zu finden sei, und die höchsten Vorzüge eines Mädchens wie die Gräfin haben mich nie von dieser Erkenntniß abweichen machen. Für eine Eleonore Haughton kann ein Jüngling sich begeistern, ein Mann eine sehr lebhafte Freundschaft empfinden.

Sie würde, hätte ihr Schicksal sie für einen Thron bestimmt, vielleicht ihrem Ideale, ihrer Königin Elisabeth, in herber, stolzer Selbstüberhebung ähnlich werden können; für einen Mann, der in seinem Weibe ein liebendes Herz zu finden begehrt und der Herr in seinem Hause bleiben will, sind diese Art von Frauen nicht geschaffen. Man macht aus einer Juno, einer Minerva niemals das rührende Geschöpf, als dessen erhabenster Ausdruck uns die Madonna, die jungfräuliche Mutter erscheint, der sich das Knie des gewaltigsten Mannes in liebender Verehrung beugt. Ein Mannweib zu lieben, muß man selbst kein Mann sein! Wo ich einen Mann sich ein recht demüthiges Weib erwählen sehe, weiß ich immer, was er selber werth ist.

Sie waren während dessen bis zu dem Kollegium gekommen, in welchem der Abbé seine Wohnung hatte. Er nöthigte den Freiherrn leichthin, mit ihm hinauf zu steigen; aber Renatus nahm es nicht an, und Jener hatte es auch darauf nicht abgesehen, ihn bei sich zu haben. Er wünschte allein zu sein. So schieden sie von einander.

Oben angelangt, ging der Abbé eine geraume Zeit mit schwerem Schritte in dem großen, saalartigen Raume auf und nieder, den er in dem Hause

inne hatte. Ein paar werthvolle Bilder, einige Abgüsse nach berühmten antiken Büsten schmückten nach seiner Wahl die Wände. Er sah sie nicht an, so gern sein Auge sonst auf ihnen weilte. Er blickte auch nicht zu dem Crucifix empor, das in dem anstoßenden Gemache, schön geschnitzt, zu Häupten seines Lagers hing. Er hatte manchmal Trost und Beruhigung gefunden, wenn er in schwerem Seelenkampfe zu dem Bilde des Mannes empor geschaut, in welchem die Menschheit sich die höchste Reinheit, die höchste Menschenliebe und die vollendetste Selbstverläugnung verkörpert hat, um sich an ihm aufzuerbauen und zu erheben; aber nichts Aeußerliches vermochte den Abbé heute von sich selber abzuziehen. Er hatte gethan, was seine Pflicht war, er war mit Ueberwindung ein tüchtig Stück auf dem Pfade zu seinem selbstgesteckten Ziele vorgeschritten, und er hatte nicht danach zu fragen, welche Blüthen sein Fuß dabei zertrat, sei es in der Seele eines Andern oder in dem eigenen Herzen; denn das Ziel ist Alles! — Aber das hinderte nicht, daß der Kampf dieser Stunden noch in seiner ganzen, grausamen Schwere auf ihm lastete.

Ein paar Mal blieb er stehen und faßte mit der

Hand nach seiner Brust. Es versetzte ihm etwas den Athem. War es ein Schmerz, war es eine zornige Empörung? Er fragte sich nicht danach, er wollte es nicht ergründen, es gar nicht wissen. Er knöpfte mit hastiger Hand die Soutane auf. Wenigstens athmen, athmen wollte er in voller Freiheit, und frei athmen, sagte er, wie zum Troste zu sich selber, frei athmen kann man in der Menge nicht! Frei athmen kann man nur auf einsamer Höhe, hoch über dem Gewühle der Welt!

Er dehnte unwillkürlich seine Brust. Er war mit sich zufrieden. Ein kaltes Lächeln spielte um seine Lippen, als er sich erinnerte, wie die stolze Eleonore, wie der junge Freiherr, die beide fest nach eigenen Meinungen zu handeln glaubten, gleich einem weichen Wachse sich unter seiner Hand in die Form gefügt hatten, die er ihnen aufzuzwingen gewünscht. Herrisch und meisternd hatte der Erzbischof ihm heute seine Ueberlegenheit zu kosten gegeben. Er hoffte, die Stunde solle nicht ausbleiben, in welcher er ihm dies auf die eine oder auf die andere Weise würde vergelten können; denn auch er fühlte sich aus dem Stoffe geschaffen, aus welchem man die Kirchenfürsten macht. Und die Gegenwart hinter sich zurücklassend, von ehr=

geizigen Hoffnungen über den Schmerz und den Kampf des Augenblickes flügelschnell hinweggehoben, durch den eben errungenen Erfolg ermuthigt, blickte er endlich auf die Zukunft wie auf eine Arena hinaus, in welcher der höchste Preis des Sieges ihm nicht entgehen konnte.

Er ging an seinen Schreibtisch, ließ sich in dem Sessel nieder, der vor demselben stand, und begann zu schreiben. Es war tief in der Nacht, als er sich von seiner Arbeit erhob. Die Lampe war im Erlöschen, der untergehende Mond warf sein Licht schräg in das Gemach. Mit dem gesiegelten Briefe in der Hand sah der Abbé lange sinnend in den Garten hinaus, der sich unter seinen Fenstern weithin ausdehnte. Dann fiel sein Blick prüfend auf des Briefes Aufschrift. Er meinte, etwas in derselben vergessen zu haben, aber es war Alles richtig.

Die Aufschrift lautete: „An den Pater Provincial des Jesuiten-Klosters zu Rom."

Der Abbé war in diesem Kloster erzogen worden und er hatte bisher den Hoffnungen durchaus entsprochen, welche seine Lehrer und Meister auf ihn bauten.

Neuntes Capitel.

Der milden Winternacht folgte ein klarer, schöner Tag. In den prachtvollen, alterthümlichen Kaminen des großen königlichen Ballsaales brannten die Feuer. Ihre rothe Gluth, ihr blauen, züngelnden Flammen erschienen bei dem hellen Sonnenlichte dunkel; auch die Kleidung und die Schönheit der Frauen hatten bei den Frühstücksbällen in den Tuilerieen eine wahre Lichtprobe zu bestehen. Aber Niemand ertrug die Prüfung durch das Tageslicht so siegreich, als die Gräfin Haughton, obschon ihrem Antlitze heute die ihm sonst so eigenthümliche Frische, ihren Augen der gewohnte Glanz gebrachen.

Die ersten Quadrillen waren vorüber. Eleonore hätte kaum sagen können, wer ihre Tänzer in denselben gewesen wären. Es war ihr zu Muthe, als sei sie verwandelt, als wohne eine fremde Seele in

ihrem Leibe. Nur ihr Gestalt war noch die alte, war noch lebendig; sie selber, die Eleonore, als welche sie sich bis gestern noch empfunden hatte, war dahin.

Sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen, den ganzen Morgen in marternder Spannung vergebens auf den Besuch des Abbé's, auf eine Zeile, auf ein Wort von ihm gewartet, die ihr hätten zum Troste, zur Stütze werden können. Was war geschehen, daß er sie also in ihrer Herzensnoth verließ? Hatte man ihn unter irgend einem Vorwande gezwungen, Paris schon an diesem Morgen zu verlassen? Konnte er sich entfernt haben, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen? Ließ man ihn nicht aus den Augen, und fand er keine Möglichkeit, ihr, wenn auch nur mit Einem Worte, sich zu nahen?

Und wie stand es denn jetzt zwischen ihr und ihm?

Wie ein scharfes Eisen bohrte sich der Gedanke in ihr Hirn: Ich liebe einen Mann, dem die Liebe ein Verbrechen ist! Ich, die Protestantin, liebe einen Katholiken, einen Priester! Ich habe ihm diese Liebe verrathen, und er will mich bestimmen, einem Anderen, einem ungeliebten Manne meine Hand zu reichen, um sich zu retten, um seine Plane zu ver-

folgen! Warum vertraute ich einem Katholiken, einem Priester?

Dann wieder, wenn der Schmerz sie zu vernichten drohte, wenn der Gedanke, sich und ihre Liebe verschmäht zu sehen, sie völlig niederwarf, raffte sie sich mit Gewalt an einer anderen Ansicht ihrer Lage empor. War es denn seine Schuld, daß sie ihn liebte? Konnte er dafür, daß ihre Seele nicht stark, nicht rein genug gewesen war, sich an der Freundschaft genügen zu lassen, die allein er ihr zu bieten hatte? Wann hatte er je einen Wunsch, einen Anspruch an sie erhoben, der über den Antheil an ihrem Seelenheile hinausgegangen war? Und wie hatte er sich selbst in seinem Eifer für dasselbe zu mäßigen, sich überall in Schranken zu halten gewußt! Mit keinem Worte hatte er ihr je gestanden, was er für sie fühle. Und er liebte sie! Sie zweifelte nicht daran: er liebte sie! Eine Liebe, wie die, welche sie für den Abbé empfand, konnte keine einseitige sein, konnte nicht unerwiedert bleiben! Es war nicht anders möglich: er liebte sie, er mußte sie lieben!

Aber durfte sie das hoffen? Durfte sie es wünschen? — Nein, nein! nur das nicht! rief sie laut, daß der Ton ihrer eigenen Stimme sie in der nächt=

lichen Einsamkeit erschreckte. Und ihr Gesicht in den Händen verbergend, warf sie sich nieder und weinte, daß es ihr die Brust zu sprengen drohte.

Es war genug an ihrem Elende, an ihrer Verzweiflung, er sollte nicht unselig sein, wie sie. Er sollte den Trost besitzen, daß er rein und makellos den Lebensweg gegangen sei. Er sollte sich ruhig niederwerfen können zu den Füßen Gottes, zu den Füßen der reinen, makellosen Jungfrau, zu deren Altären er sie hinzuführen gestrebt hatte, in deren Verehrung sie eine unzerstörbare Gemeinschaft mit ihm haben konnte.

O, daß ich ihn besäße, den Glauben, der ihm Kraft verleiht! seufzte sie in ihrem Schmerze. Daß ich es gelernt hätte, wie er, in früher Jugend zu entsagen! Wenn ich es vermöchte, wie er, mich an das Kreuz zu schlagen, und Trost zu finden, wie er, in dem Gedanken, daß ich eine Wahrheit erkannt, eine Wahrheit zu verkünden habe, daß ich mir nicht selbst gehöre, sondern nur ein Diener der Menschheit bin, ein schwaches Werkzeug in des Allmächtigen, des Allweisen Hand! —

Wörtlich, wie ihr Herz sie in sich aufgenommen hatte, wiederholte sie sich die Aussprüche, die er oft

vor ihr gethan hatte. Vor wenigen Augenblicken hatte sie ihm gezürnt, nun zürnte sie sich selber. Mit der Demuth der Liebe klagte sie sich an, daß sie mit ihrer Leidenschaft die schöne Ruhe seines Daseins trübe. Sie, sie allein war die Schuldige. Ihre Maßlosigkeit, ihre Ungenügsamkeit verstrickten ihn in Verwirrungen, die er nie zuvor gekannt hatte. Sie erinnerte sich, wie man ihr die hohe Sinnesart, den reinen Wandel des Abbé gepriesen hatte. Auch sie kannte ihn nur hochgesinnt und rein und allem Erhabenen mit Begeisterung zugewendet! Was mochte er jetzt von ihr denken? Was mochte er jetzt thun?

Sie sah ihn knieen vor dem Muttergottesbilde, das er von einem früh gestorbenen Freund ererbt und von dem er ihr je bisweilen wohl gesprochen hatte. Sie zweifelte nicht daran, daß er ihrer dachte, daß er für sie betete. Sie hätte es vor sich haben mögen, das Madonnenbild, vor dem er oftmals Trost gefunden hatte. Sie hatte den Trost sehr nöthig!

Wenn sie ihn sehen, ihm Alles bekennen, ihn berathen, ihm beichten könnte! — Beichten! — Vor einem Madonnenbilde knieen! — Wie hatte das alles ihrem Geiste, ihrem Empfinden, ja, ihrem Verstande

sonst widerstrebt, als sie noch in stolzem Selbstgefühle sich der Unfehlbarkeit vermessen hatte! Und jetzt?

Aus der Flut der sie überströmenden Liebe tauchte mit Einem Male wieder der alte Stolz empor, und der Trotz mit ihm. Sie wollte thun, was der Abbé begehrte, sie wollte die Hand des Prinzen annehmen, um es den Abbé empfinden zu lassen, was das Herz des Menschen leiden könne. Denn sie mit Gleichmuth in des Prinzen Armen zu sehen, das konnte auch dem Abbé nicht möglich sein.

Und wieder sagte sie sich, daß sie ihn herabziehen würde von seiner Höhe, und wieder wurde die Anbetungslust der Liebe in ihr mächtig, die sie hoch hinaushob über jede menschliche Schwachheit. Sie fand ganz plötzlich ein Genügen, ja, einen Trost darin, daß er nicht ahne, was sie dulde, daß er, ruhig und selbstgewiß, der Liebe wie dem Leiden nicht zugänglich sei.

Von einer Pein zur anderen fortgetrieben, ward ihr keine Rast, bis ihre Kraft erschöpft war und die müde Natur nach Ruhe verlangte. Die Hände gefaltet, saß sie in einer Art von Betäubung wachend auf ihrem Lager. Minute auf Minute, Stunde auf Stunde rannen an ihr vorüber; sie gewahrte es nicht.

Kein tröstender, kein beruhigender Gedanke kühlte ihre heiße Stirn, erhob ihr gebeugtes Haupt. Sie kam sich alt, sehr alt, sie kam sich einsam vor und sehr verlassen. Was sind auch Jugend und Schönheit und Besitz und Macht in der Stunde, in der man einer großen Liebe zu entsagen hat?

Es überraschte sie, als der Morgen wie immer in die Höhe kam und das alltägliche Leben mit ihm. Es überraschte sie, als ihre Kammerjungfer sie bei ihrem Namen nannte. Sie war ja nicht mehr dieselbe, die sie gestern noch gewesen war. Sie wunderte sich, daß ihr Haar, da jene die haltenden Nadeln desselben löste, noch in seiner goldigen Fülle von ihrem Haupte auf ihren Leib herniederfloß. Was sollte es ihr? — Sie hätte es ruhig unter der Scheere fallen sehen. Heute hätte sie mit Freude den sie für ewig verhüllenden Schleier über ihre Schläfe und ihr Antlitz decken mögen, damit Niemand die Thränen gewahre, welche aus ihrem gebrochenen Herzen in ihre Augen emporstiegen und auf ihre Wangen niederflossen. Heute begriff sie es, daß es eine Wohlthat sein könne, fern von der Welt, ungesehen und vergessen von ihr, seinem Schmerze ganz allein zu leben.

Sie mußte ihre Dienerin entfernen, um sich noch

einmal recht von Herzen auszuweinen. Und wie sie nun da saß, hoffnungslos und an sich selbst verzweifelnd, stieg jener unselige Gedanke der Opferung, der schon manches Weib in gleicher Lage von dem Pfade der Wahrheit und der Sittlichkeit hinweggelockt hat, blendend und verführerisch in ihrer Seele empor.

Was war sie sich denn noch? Was war an ihr gelegen? Er sollte sehen, daß auch sie entsagen, daß auch sie sich überwinden konnte, wenn es darauf ankam, ihm eine Genugthuung, ihm eine Rechtfertigung von dem Verdachte zu bereiten, in den ihre schlecht verhehlte Leidenschaft ihn gebracht hatte und den er nicht verdiente. Er hatte Eleonore Haughton doch nicht nach ihrem vollen Werthe geschätzt, er sollte der Fürstin von Chimay das Zugeständniß nicht versagen dürfen, daß sie der höchsten Liebe würdig gewesen wäre, weil sie die höchste Liebe ihres Herzens, weil sie sich selber dem Geliebten zum Opfer zu bringen vermochte.

In dieser Stimmung ließ sie sich zu dem Feste kleiden. Sie legte zum ersten Male den Erbschmuck ihres Hauses an. Wie man die Jungfrau, die der Welt entsagt, um sich dem himmlischen Bräutigam,

dem Heilande unauflöslich hingeben, noch einmal in allem Glanze des irdischen Schmuckes erscheinen läßt, ehe des Klosters Pforte sie von der Welt abtrennt, so wollte sie sich noch einmal in dem vollen Glanze ihrer Schönheit betrachten, ehe sie diese Schönheit einem ungeliebten Manne überließ, um dem Geliebten damit die ganze Größe der Hingebung zu beweisen, deren sie für ihn und seine Ehre, seine Ruhe fähig sei.

Weil sie dahin gekommen war, sich auf einen falschen und trügerischen Boden zu stellen, verschoben und verwirrten sich ihr, ohne daß sie es bemerkte, alle ihre Ansichten und Begriffe. Sie vergaß es, daß sie sich dem Prinzen zu vermählen beschlossen hatte, weil sie sich auf diese Weise das Glück zu erkaufen dachte, den Abbé wie bisher in voller Freiheit sehen und und seines Umganges, seiner Freundschaft nach wie vor genießen zu können. Sie vergaß auch bald, daß eben der Abbé sie vor der Ehe mit dem Prinzen gewarnt und daß er ihr vorgeschlagen hatte, Renatus zum Gemahl zu wählen. Nur einen flüchtigen Gedanken hatte sie auf diesen hingewendet, aber sie hatte zu viel Freundschaft für den jungen Freiherrn, sie wünschte ihm zu ehrlich Glück, um sich ihm zur Gattin

anzutragen; und da sie einmal auf die Vorstellung der Opferung gekommen war, dünkte sie das Opfer nicht groß genug, welches sie in einer Ehe mit Renatus, die doch für sie und für ihn kein Glück zu bringen hatte, über sich genommen haben würde. Je länger sie darüber nachsann, um so fester schlugen die Anschauungen in ihr Wurzel, von denen sie sich sonst mit Widerstreben, ja, mit Empörung abgewendet hatte, so oft der Abbé es unternommen, ihr jene Gefühlsrichtung eingänglich zu machen, welche in der Selbstverläugnung, in der Entsagung, in der Opferung eine Tugend, ja, die höchste Tugend und eine Gott wohlgefällige Handlung erblickt. Daß solche Handlung auch mitten in dem Leben und Geräusche der Welt vollzogen werden, daß man sich schweigend und ohne Aufsehen opfern und damit das gleiche Verdienst wie mit einem eingestandenen Opfer bringen könne, das hatte der Abbé oftmals als seine Ueberzeugung aufgestellt; und eben so hatte er es oft behauptet, daß für Eleonore einmal die Stunde nicht ausbleiben werde, in welcher sich ihr urplötzlich die Erkenntniß und die Wahrheit der Lehren erschließen würden, die er vor ihr ausgesprochen hatte, daß die Stunde schlagen würde, in der sie sich mit ihm in denselben Ueber=

zeugungen zusammenfinden und vielleicht ohne sie äußerlich zu bekennen aus innerer Nothwendigkeit nach den Grundsätzen der Mutterkirche handeln werde.

Nun war sie da, diese Stunde! Und wie Eleonore in dem Königsschlosse, die im Glanze der Diamanten strahlende Grafenkrone in dem blonden Haare, an der Seite der Herzogin durch die Reihen der sie bewundernden Männer und Frauen hinschritt, erschien der Widerspruch zwischen ihrer Erscheinung und ihrem Empfinden ihr so groß, dünkte ihre Lage ihr so einzig, daß sie darin eine Auszeichnung des Himmels, daß sie eines jener besonderen Geschicke darin zu erblicken glaubte, wie Gott sie nur seinen Auserwählten, nur denjenigen großen Seelen sendet, die er durch besondere Prüfungen zu einer besonderen Gnade heranreifen zu lassen beschlossen hat. Der Stolz des Unglücks bemächtigte sich ihrer. Sie fand einen Genuß in dem Gedanken, um des Geliebten willen großes Leid zu tragen, so daß sie endlich mit einer Art von Wollust dem Augenblicke entgegenharrte, der ihr das Opfer für den Mann ihrer Liebe, die Entscheidung über ihre ganze Zukunft auferlegen sollte. — Und er ließ nicht auf sich warten!

Der König befand sich seit einigen Tagen ganz

vortrefflich. Auf seinen Stock gestützt, ging er in der großen Pause des Balles langsam durch die Säle. Das schöne Wetter machte ihn heiter. Der Blick aus den hohen Bogenfenstern des Tanzsaales über den schönen Tuileriengarten weit hinaus bis in die elysäischen Felder that ihm wohl. Paris war doch unendlich schöner, als das enge, weitentlegene Mitau, als das melancholische Schloß von Edinburg. Und es umgaben ihn, wohin er heute blickte, so viel Liebe, so viel Verehrung und Bewunderung! Das Schicksal war ihm eine Vergeltung schuldig gewesen, aber es gewährte sie ihm auch. Er war sehr zufrieden heute, sehr wohl aufgelegt. Alle Welt hatte sich heute des Besten von ihm zu rühmen, die Uniformenträger, wie die Männer in geistlicher Tracht, deren sich eine große Anzahl in den Reihen der Gäste vorfand. Alt und Jung ward freundlich von dem Könige beachtet, und mit huldvollster Miene trat er an die Herzogin heran, an deren Seite ihre Nichte stand.

Wissen Sie, meine schöne Gräfin, sprach er, daß ich Ihnen zürne, ernstlich zürne?

Eleonore verneigte sich tief, und ahnend, was ihr jetzt bevorstand, nahm sie sich fest zusammen und sagte lächelnd, während alles Blut aus ihren Wangen

schwand, daß sie sich nicht bewußt sei, durch irgend etwas den Zorn der Majestät verschuldet zu haben.

Daß Sie es nicht wissen, ist ein Verbrechen mehr, scherzte der König, denn es leiht Ihrer Schönheit, die Ihr Verbrechen ist, nur einen höheren Reiz. Sie verderben uns den Charakter, Sie lehren uns den Neid, und es ist Zeit, daß man Sie aus unserer Nähe, daß man Sie für eine Weile von dem Hofe entfernt!

Die Umstehenden zeigten sich entzückt von so viel Gnade, von so viel anmuthvollem Scherze. Der König, für solche Anerkennung immer sehr empfänglich, wendete sich, so leicht als seine Schwerfälligkeit es ihm gestattete, zu seinem ersten Kammerherrn, dem Prinzen Polydor.

Mein Prinz, sprach er, Sie wünschten ja schon lange, Sich für einige Wochen auf Ihre Güter zurückzuziehen. Der König ergriff Eleonorens Hand. Zur Rettung unserer armen Seele nehmen Sie die Gräfin Haughton mit Sich. Unsere besten Wünsche und der Segen der Frau Herzogin begleiten Sie. Im Frühjahre sprechen wir dann selber bei der schönen Fürstin vor!

Gnädiger, geistreicher hatte man Seine Majestät

noch nie gefunden, besser hatte er sich nie gefallen. Aber in dem Momente, in welchem der König Eleonorens Hand ergriff, um sie in die des Prinzen zu legen, fiel ihr Auge auf die Herzogin, und der Ausdruck des Triumphes, den sie in ihren Mienen las, verwandelte das Herz der Gräfin. Sie konnte sich zum Opfer bringen — der Herzogin diesen Triumph zu bereiten, das vermochte sie nicht, das wollte sie nicht. Und von ihrem Hasse zu rascher Entschlossenheit getrieben, sprach sie, indem sie ihre Hand leise aus der des Königs zog: Ich vermag Eurer Majestät nicht zu gehorchen, denn ich bin nicht frei!

Des Königs Brauen zogen sich zusammen; es entstand eine Art von Erstarrung in den Mienen Aller, die vernehmen und sehen konnten, was geschah. Die Herzogin mußte sich auf den Arm der Dame stützen, die ihr die nächste war.

Sie sind nicht frei? wiederholte der König, und sein strenger Blick traf wie die Gräfin, so die Herzogin. Sie sind nicht frei?

Ich habe mich gestern dem Freiherrn von Arten zugesagt! erklärte Eleonore rasch entschlossen, wennschon mit bebender Stimme, während die Röthe der Scham ihr Antlitz übergoß, als sie diese Unwahrheit behauptete

So gehen Sie Ihr Glück in Stille und Einsamkeit genießen; aber gehen Sie, und noch heute — die Frau Herzogin wird Sie begleiten! herrschte der König. Und sich von ihr wendend, ging er nach einer anderen Seite des Kreises hinüber.

Ein panischer Schrecken durchzuckte den Hof. Seit Könige in den Tuilerien wohnten, war ein solcher Vorgang nicht erhört worden. Nur eine Engländerin, nur ein Mädchen, das in so schrankenloser Freiheit auferzogen worden war, konnte eine solche Unwürdigkeit begehen, sich solchen Verkennens der Allerhöchsten Gnade, solcher wahrhaften Majestätsbeleidigung schuldig machen. Man trat, soweit die Sitte dies erlaubte, nahe zusammen, es entstand eine Leere neben der Gräfin und der Herzogin, die sich in halber Ohnmacht gegen einen der Marmorpfeiler lehnte. Niemand kam ihr zu Hülfe. Hatte doch ihre Zudringlichkeit den gnädigen Monarchen in diese schlimme Angelegenheit verwickelt. Welch eine andere Frau hätte ihre Enkelin so schlecht erzogen, so schlecht bewahrt! Die Ungnade der Herzogin war vollauf verdient, man konnte, man durfte sie nicht beklagen; und wie man sie verdammte und fallen ließ, bewunderte man den Prinzen Polydor und seinen Vater,

die, sobald der Dienst sie freiließ, den beiden Verbannten ihren Arm und ihre Begleitung boten, um sie durch die Nebensäle in das Vorgemach zu führen, in welchem die Diener sie erwarteten.

Vom Hofe verbannt — das hieß vernichtet für die Herzogin.

In ihren letzten und höchsten Hoffnungen betrogen, starr vor Schrecken, daß die Sprache sich ihr versagte, war die Herzogin in ihrem Palaste angelangt. Keiner von ihren Leuten wußte, was geschehen war, die Bestürzung brachte das ganze Haus in Aufruhr. Aber noch hatte man die Greisin, die in heftiger Beklemmung nach Athem rang, in ihren Zimmern der Hofkleidung nicht entledigt, als Eleonore schon den Freiherrn von Arten zu sich bescheiden ließ.

Unglücklicher Weise war er nicht zu Hause. Die gestrige Unterhaltung mit dem Abbé hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und ihn unzufrieden mit sich selbst zurückgelassen.

Er konnte es sich nicht wegläugnen, daß fast alles, was sein geistlicher Freund über die Gräfin und über deren Tante geäußert hatte, richtig war. Auch in dem allgemeinen Urtheile, welches der Abbé über die Frauen und über die Bedeutung und den

Werth einer wahrhaft weiblichen Natur gefällt hatte, stimmte er mit ihm zusammen. Schon während jener noch an seiner Seite ging, hatte Renatus unwillkürlich die beiden Gestalten, Eleonore und Hildegard, einander gegenüber gestellt und mit einander verglichen. Er hatte das schon oft, er hatte es fast an jedem Tage gethan, und immer war die Entscheidung zu Eleonorens Gunsten ausgefallen. Nun hatte er mit Einem Male zu bemerken geglaubt, daß er gegen seine Verlobte nicht gerecht gewesen sei, daß er ihr lange in seinem Herzen Unrecht gethan habe, und wie der Abbé ihm mit so viel Wärme von dem Glücke gesprochen hatte, das einem Manne aus der vollen, hingebenden Liebe einer demüthigen, in engem Kreise sich beschränkenden Frau erwachse, hatte Renatus sich mit einer Beschämung, die jedoch ihr Süßes hatte, eingestanden, daß ihn dieses Glück erwarte und daß es nur an ihm liege, es sich, sobald als er wolle, anzueignen.

Seit Jahr und Tag hatte er nicht mehr mit Freuden an seine Verlobte, nicht mehr mit Sehnsucht an die Heimat gedacht. Als er aber am verwichenen Abende in seine Wohnung zurückgekehrt war, hatte er seit langer Zeit zum ersten Male wieder Hildegardens

Briefe aus dem kleinen Behälter hervorgenommen, in dem er sie bewahrte. Die schöne, röthlich blonde Locke, welche sie sich in der Scheidestunde abgeschnitten, fiel ihm dabei in die Hand. Er hatte sie während der ganzen Feldzüge auf der Brust getragen; erst in Paris hatte er sie von sich abgelegt.

Nun hielt er sie gegen das Licht, sie glänzte hell wie Gold. Er ließ sie durch die Finger gleiten, strich sanft mit der Hand darüber hin; das Haar war seidenweich, und zärtlich, als habe er die Geliebte selber neben sich, drückte er die Locke an die Lippen.

Er war gerührt und fühlte sich schuldig. Einen nach dem andern las er die Briefe durch, welche er im Laufe der letzten Jahre von Hildegard erhalten hatte; aber je mehr er sich in sie vertiefte, je weniger war er mit sich zufrieden. Er konnte es nicht begreifen, wie er diese lieben Briefe so gänzlich mißverstehen können, wie er diesen armen, guten Briefen so schweres Unrecht habe thun mögen. Die Liebe hatte seine Braut seherisch gemacht, und er war blind gewesen, verblendet über sie und über sich.

Hatte denn Hildegard nicht Recht gehabt mit ihren bangen Sorgen? Hatte sie nicht Recht gehabt mit ihrer Ahnung, daß eine Andere ihr die Liebe

ihres Bräutigams entziehe, daß er sich nicht mehr nach ihr sehne, daß er sie zu vergessen nahe sei? — Und was konnte sie dafür, daß die Zustände in Richten nicht erfreulich waren, daß sie ihm von den Schwierigkeiten sprechen mußte, von denen sie sich umgeben sah? — Arme, arme Hildegard! rief er aus, und er kam sich treulos und pflichtvergessen gegenüber ihrem treuen Herzen vor.

Er nannte es ein wahres Glück, daß er eben heute dem Abbé das Geleit gegeben, daß ihre Unterhaltung eben diese Wendung genommen hatte. Es wäre ihm unmöglich gewesen, die Ruhe zu suchen, ohne an Hildegard geschrieben zu haben, und einmal auf den Weg der Bekenntnisse gerathen, fand er eine Lust darin, sein Gewissen zu befreien, indem er seiner Verlobten die Gefahr, in der er sich befunden hatte, wie die Versuchung, der er ausgesetzt gewesen sei, mit den warmen Farben darstellte, welche der Gedanke an Eleonorens mächtige und zauberische Reize in seiner Phantasie hervorrief.

Er nannte sich gegen seine Verlobte einen Rinaldo in Armidens Zaubergärten; er schilderte Hildegarden die Gräfin in aller ihrer Schönheit, um der Entfernten klar zu machen, daß er keiner gewöhn=

lichen Erscheinung gegenüber gestanden, und um ihr zu beweisen, daß nur eine so starke und treue Liebe wie die seinige einer solchen Zauberin zu widerstehen vermocht habe. Und wie er am Abende mit innerer Beschämung seinen Brief begonnen hatte, war er sehr wohl mit sich zufrieden, als er ihn am andern Morgen durchlas und beendigte.

Die Jahre, welche er fern von der Heimat und von seiner Braut verlebt hatte, dünkten ihn unbegreiflich lange. Er warf es sich vor, daß er nicht eher an seine Heimkehr gedacht, daß er die immer wiederholten Mahnungen seiner Braut, die auf das genaueste mit den Vorstellungen Paul's zusammentrafen, bisher unbeachtet gelassen habe. Er versprach am Schlusse seines Briefes, daß er noch selbigen Tages die nöthigen Schritte thun wolle, um sich einen längeren Urlaub zu erwirken, verhieß seiner Braut, daß ihre Verbindung nun nicht weiter hinausgeschoben werden sollte und daß sie dann gemeinsam überlegen würden, ob sie mit ihm nach der Weltstadt an der Seine zurückkehren oder ob er darauf antragen solle, in eines der in der Heimat stehenden Regimenter versetzt zu werden. Es fiel ihm dabei gar nicht auf, daß er der Möglichkeit, in Richten auf seinen Be=

sitzungen zu leben, nicht gedachte, obschon alle seine und seiner Verlobten Plane früher eben darauf berechnet gewesen waren.

Da er um Mittag zur Parade gehen mußte, nahm er den Brief an Hildegard mit sich, um nachzufragen, ob er nicht auf der Gesandtschaft eine Gelegenheit fände, ihn schneller als durch die damals noch sehr langsam gehenden Posten zu befördern, und als ihm dies gelungen war, sprach er noch in dem Collegium vor, weil er den Abbé zu sehen und ihm zu sagen wünschte, wie wohlthätig und befreiend seine gestrigen Erklärungen auf ihn gewirkt hätten. Aber als er sich nach demselben erkundigte, erhielt er den Bescheid, daß der Herr Abbé vor zwei Stunden mit einem der anderen Herren aus dem Collegium abgereist sei. Auf die Frage, wohin er gegangen wäre, ob man die Zeit seiner Wiederkehr bestimmen könne, wußte der Dienstthuende keinen Bescheid zu geben, und Renatus ließ also nur seine Karte mit einem Gruße und ein paar Dankesworten für den Abbé zurück, welche diesem verständlich sein konnten, ohne einem Dritten irgend etwas Ungewöhnliches zu sagen.

An Hildegard denkend und dabei immer wieder auf Eleonore zurückgeführt, tadelte er sich endlich,

daß er sich nicht offener und freier gegen dieselbe gestellt habe. Alles, was der Abbé von ihr behauptet, das gab Renatus auch jetzt noch zu, hatte mehr oder weniger seine Richtigkeit; aber darin schien der Abbé ihm Unrecht zu thun, daß er der Gräfin ihre eigentliche Wesenheit zum Vorwurfe machte, daß er nicht anerkannte, wie eine solche Natur sich auf ihre Weise mit der Welt und mit dem Leben abzufinden habe. Es ist sein Stand, es ist seine Ehelosigkeit, sagte sich Renatus, die unseren Abbé so streng machen, und es gefiel ihm, daß er sich eines nachsichtigeren Urtheils über die Gräfin bewußt war. Wenn eine Frau wie diese mehr für die Freundschaft als für die Liebe geschaffen schien, so hatte man, nach des jungen Freiherrn Ansicht, diese Eigenschaften, die sie besaß, zu schätzen, hatte man anzunehmen, was sie zu bieten gewillt war, ihr zu leisten, was sie begehrte, und der Abbé am wenigsten durfte sich über Eleonore, wie sie nun einmal war, beschweren.

Renatus war sich nie so ehrlich wie eben jetzt des gewaltigen Eindruckes gewußt gewesen, den Eleonore auf ihn gemacht hatte. Er gestand es sich jetzt offen ein, daß es hauptsächlich sie gewesen sei, die ihn an Paris gefesselt und ihm den Gedanken an

seine Heimat und an seine Braut beängstigend gemacht habe. Nun er aber zur Besinnung und zu sich und den eigentlichen Bedingungen seines Daseins zurückgekehrt war, meinte er es eben einer Eleonore auch schuldig zu sein, ihr frei und unumwunden seine Freundschaft anzutragen. Er wollte ihr Vertrauen gewinnen, indem er ihr das seinige voll und ganz gewährte. Sie sollte wissen, wie nahe er daran gewesen war, um ihretwillen sich und seinen Pflichten, ja, seiner Ehre untreu zu werden; und da seit gestern auf dem Boden seiner neu gefaßten guten Vorsätze das Bild seiner Braut wieder lebendig in ihm emporstieg, so daß es sich ihm in dem Schimmer der Sehnsucht und der Erinnerung immer mehr verklärte, so tauchte gleichzeitig auch das Verlangen in ihm empor, die beiden Jungfrauen, welche ihm als die Ideale ihres Geschlechtes, als die beiden weiblichen Wesen erschienen waren, denen er sich in Liebe nnd Freundschaft hinzugeben wünschte, einander nahe zu bringen und wo möglich durch seine Vermittlung zu verbinden.

Zehntes Capitel.

Voll von den angenehmsten Vorstellungen, überzeugt, daß Eleonore und Hildegard, wenn sie Freundinnen werden könnten, die segensreichste Wirkung auf einander üben müßten, und entschlossen, gleich heute, wenn Eleonore von dem Balle heimgekehrt sein würde, eine Unterredung mit ihr zu suchen, langte Renatus in dem Palaste der Herzogin an, und das Erste, womit der Thürsteher ihn empfing, war die Botschaft, daß die Gräfin ihn zu sprechen wünsche. Das überraschte ihn, denn er hatte die Damen noch auf dem Feste vermuthet. Man sagte ihm, daß die Herzogin sich nicht wohlgefühlt, und deshalb den Ball verlassen habe, und von dieser Kunde wie von dem Wunsche der Gräfin angetrieben, eilte er die Treppe hinauf und ließ sich bei derselben melden.

Er fand Eleonore allein in ihrem Zimmer. Sie

hatte ein loses, weites Morgengewand angelegt, ihr Haar, von dem man die Krone und die Blumen abgenommen hatte, war noch nicht völlig wieder geordnet. Sie sah in hohem Grade erregt aus, und Renatus, der dies mit dem Erkranken der Herzogin in Verbindung brachte, fragte in lebhafter Theilnahme: Wie geht es der Herzogin, wie befindet sie sich?

Gut, gut, entgegnete Eleonore in einer Weise, die den Freiherrn erschreckte, denn es lag etwas völlig Verstörtes in der Hast und in dem Tone, in denen sie zu ihm sprach — gut, aber davon ist nicht die Rede! — Und vor Renatus hintretend, indem sie beide Hände fest gegen ihre Brust preßte, sagte sie, während ihre Wangen glühten und ihre Augen funkelten: Herr von Arten, ich befinde mich in einer Lage, in der sich wohl nicht leicht eine Frau wie ich vor mir befunden hat! Meine Ehre, meine ganze Zukunft stehen auf dem Spiele — ich bin verloren, wenn Sie mich nicht erretten!

Renatus traute seinen Sinnen nicht. Die Angst der Gräfin erfaßte auch ihn. Er glaubte sie von Wahnsinn ergriffen, wie er sie also vor sich sah, und das Entsetzen darüber drohte auch ihn zu verwirren. Reden Sie, reden Sie! Was ist geschehen, Gräfin?

rief er beklommen aus — was kann, was soll ich thun?

Sie müssen mich heirathen! stieß Eleonore hervor, und sie erbleichte, als sie das Erschrecken des Freiherrn sah.

Die Ueberzeugung, daß er eine Geisteskranke vor sich habe, stand in dem Augenblicke in Renatus fest. Er wußte nicht, was er sagen, was er denken sollte, und unwillkürlich darauf bedacht, sich der Unseligen zu bemächtigen, ergriff er ihre Hände und sprach so ruhig, als er es vermochte: Setzen Sie Sich, theure Gräfin, Sie sind sehr erschüttert — setzen Sie Sich nur, dann . . .

Eleonore lachte hell auf. Sie halten mich für wahnsinnig, und in der That, es ist danach angethan, mich wahnsinnig zu machen — aber noch habe ich meinen Verstand, noch bin ich ich selbst, noch habe ich den festen Glauben, daß Ihre Freundschaft mein Erretter sein wird, daß Sie mich nicht zur Lügnerin werden lassen — und auf meinen Knieen will ich's Ihnen danken!

Der Vorgang wie der Zustand der Gräfin wurden Renatus immer räthselhafter, und gemartert, wie er sie gemartert sah, rief er: Sprechen Sie,

oh, sprechen Sie, damit ich nur erfahre, was geschehen ist!

Eleonore hatte ihre Hände frei gemacht und strich mit hastiger Bewegung ihr Haar zurück, das aufgegangen und ihr weit um Stirn und Leib herabgefallen war.

Sie kennen, hob sie mit gewaltsamer Selbstbeherrschung zu sprechen an, Sie kennen die Absicht meiner Tante, mich mit ihrem Sohne, dem Prinzen Polydor, zu verbinden! Sie wissen, daß ich die Herzogin und ihren herrschsüchtig-heuchlerischen Charakter verabscheue, daß ich um keinen Preis die Bande noch zu verstärken wünschen kann, die mich ihr verbinden, und Sie wissen auch, daß es mich nicht gelüstet, die Gattin des Prinzen, eines Mannes zu werden, der mein Vater sein könnte und dessen Ruf als Muster eines Edelmannes sich zum Theil auf eine Reihe von Abenteuern gründet, die ihn mir verächtlich machen!

Sie hielt inne, ihre Aufregung versetzte ihr den Athem. Ich habe die persönlichen Bewerbungen des Prinzen, die Vorstellungen meiner Tante nie beachtet, und ich war berechtigt, dies zu thun, denn ich bin volljährig und Herr meiner Person und meines Be-

sitzes! Aber was man auf geradem Wege von mir nicht zu erringen vermochte, das hoffte man mit List mir abzugewinnen! — Und wieder hielt die Gräfin inne. Dann sagte sie: Heute, auf dem Balle, trat der König an mich heran. Man hatte ihn, ich wußte es, dazu zu überreden vermocht, dem Prinzen meine Hand zuzusagen, als ob derselbe ein Anrecht an mich besäße, oder als ob ich eine der Unterthaninnen, eine Sklavin dieses Königs wäre, die ihm blindlings zu gehorchen hat! Mit einem sehr gnädigen Scherze legte der König meine Hand in die des Prinzen, gab er dem Prinzen Urlaub, sich mit mir auf seine Güter zurückzuziehen, und ...

Und? fragte Renatus, und was dann?

Ich war außer mir! nahm Eleonore mit wiederkehrender Heftigkeit das Wort. Aller Augen waren auf mich gerichtet! Ich sah das mir verhaßte Lächeln auf des Prinzen Lippen, ich sah die Zufriedenheit in den Augen der Herzogin! Ich sollte ihre Zufriedenheit mit dem Unglücke meines ganzen Lebens erkaufen — das ging über meine Kräfte! Ich zog meine Hand zurück, ich sagte: ich bin nicht frei! — Ich weiß nicht, warum die Empörung mich keinen andern Ausweg finden ließ, wie das Erschrecken mich vergessen

machen konnte, daß Niemand ein Recht hat, über mich zu bestimmen, als ich selbst! Und als der König dann zu wissen forderte, was mich binde, da — da — nannte ich Sie!

Sie brach plötzlich ab und schöpfte Athem, als sei es ihr leichter, nun sie das Wort gesprochen hatte.

Renatus trat von ihr zurück. Mich fragte er, Sie nannten mich?

Seine Betroffenheit konnte ihr nicht entgehen, ihr alter Stolz entzündete sich an derselben. Mich dünkt, sagte sie, es ist keine Unehre für Sie, wenn ich vor dem Könige und dem ganzen versammelten Hofe Sie, Herr von Arten, als den Mann bezeichnete, dem ich meine Zukunft anvertrauen will und den ich mir erwählte! —

Völlig vergessend, wie sie es als ein nicht zu verzeihendes Unrecht anerkannt hatte, daß man ohne ihre Zustimmung über sie hatte entscheiden wollen, hatte sie in Bezug auf den Freiherrn das Nämliche gethan, und ihre Worte machten das Uebel ärger. Renatus war einen Augenblick ohne jede Fassung. Es war ihm, als würde er auf einem Rade wild umher getrieben, daß er nicht wußte, was er erlebte, was er dachte. Das schönste Weib, welches seine Augen je

gesehen, eine Frau, um deren Gunst die ausgezeichnetsten Männer sich bis jetzt vergebens beworben hatten, trug sich ihm an. Er brauchte nur Ein Wort zu sprechen, und er nannte Eleonoren mit ihrem ganzen fürstlichen Besitze sein. Indeß sein Mannesgefühl lehnte sich gegen ihre Gewaltsamkeit auf. Er konnte es ihr nicht vergeben, daß sie ihn vor dem Könige und vor dem Hofe in eine Angelegenheit verwickelt hatte, in der er sie bloßzustellen, oder sich einer übelwilligen Beurtheilung Preis zu geben gezwungen war, und wie unheilvoll ihre Lage, wie beklagenswerth sie ihn auch dünkte, konnte er doch nichts thun, sie aus dem Wirrsale zu befreien, in das ihre vorschnelle Entschlossenheit sie gestürzt hatte. So verging eine ganze Zeit. Immer noch stand er sprachlos vor ihr, aber jede Secunde längeren Schweigens änderte sein Empfinden und seine Gedanken. Was ihn zuerst als eine Gewaltthätigkeit bedünkt, gegen die er sich zu wahren hatte, erschien ihm bald darauf als ein Zeichen des Vertrauens, auf das er stolz sein müsse und dem von seiner Seite bisher nicht entsprochen zu haben er sich bitter vorwarf. Wie hatte die Gräfin ahnen können, daß er gebunden war? Wie anders würde diese Stunde für ihn geschlagen haben, wäre er frei

gewesen, hätte er Eleonoren zu Füßen sinken und ihr danken dürfen, daß sie ihm vertraute! Eben erst hatte er ihr zürnen zu müssen geglaubt, nun sagte er sich, daß sie Grund habe, ihm zu zürnen, und wie er in ihr schönes, bleiches Antlitz sah, dessen mächtige Augen mit angstvoller Frage an ihm hingen, da hielt er sich nicht länger, und von einem Schmerze überwältigt, den er sich nicht zu erklären wagte, rief er: Eleonore, Sie und mich habe ich betrogen und elend gemacht! Aber ich bin elender, als Sie — denn ich verliere Sie, und Sie werden mich verachten!

Ihre Arme sanken schlaff herab. Sie sind vermählt? sprach sie klanglos.

Er schüttelte verneinend das Haupt. Nein, nein! rief er, aber ich habe mich seit Jahren meiner Jugendgespielin, der Gräfin Rhoden, anverlobt!

Ihr Blick blieb lange auf ihm haften, als wolle sie zu verstehen suchen, wie eben er sie habe täuschen können. Gebrochen, wie sie sich fühlte, fühlte auch Renatus sich. Sie schwiegen beide, bis Eleonore endlich fast tonlos die Frage hinwarf: Ich habe Sie seit zwei Jahren meinen Freund genannt — was bewog Sie, mir Ihre Verlobung zu verschweigen?

Es lag etwas Furchtbares in der Ruhe, mit

welcher sie zu ihm redete. Er hörte es an ihrem Tone, er las es in ihren Mienen, daß sie mit ihrem ganzen Schicksal abgeschlossen habe, daß sie nur noch zu verstehen trachte, wie Alles eben so gekommen sei, und weil er sich ihre offenbare Verzweiflung nicht anders zu erklären wußte, drängte sich ihm der Glaube auf, Eleonore liebe ihn, um seinetwillen habe sie die Hand des Prinzen ausgeschlagen, und sein Geständniß sei es, das sie also beuge. Das überwältigte ihn, und als zerrisse ein Schleier vor seinen Augen, als sähe er sich zum ersten Male im vollen Lichte der Wahrheit, so daß es ihn zwinge, auch völlig wahr gegen sich und Andere zu sein, flehte er: Hören Sie mich, Eleonore! Sie sollen Alles wissen — alles, alles, was ich mir selber nicht einzugestehen wagte. Ja, ich bin verlobt — aber diese Verlobung war eine Uebereilung, war ein Irrthum, den ich oft bereute! Ich war kaum aus dem Vaterhause, kaum aus der Aufsicht meines Erziehers gekommen, ich kannte die Welt, mich selbst noch nicht! Je älter ich wurde, je länger ich von meiner Braut entfernt war, je mehr erblaßte ihr Bild in meiner Erinnerung, und seit ich Sie sah, Eleonore, seit ich Sie kennen lernte.... Er brach plötzlich ab, überwand sich aber und sagte

nach kurzem Schweigen: Meine Braut ahnte, fühlte, daß ich für sie erkaltet war, ihre Briefe peinigten mich, ich suchte sie zu vergessen, um nicht in dem Glücke gestört zu werden, das ich in Ihrer Nähe fand und das, wie ich meinte, nicht lange dauern konnte! Ihnen, der Selbstgewissen, hätte ich es am wenigsten gestehen mögen, daß ich leichtsinnig über mein Leben entschieden hatte! Ich schämte mich vor Ihnen meiner Unbesonnenheit, so oft ich Ihnen davon sprechen wollte, ja selbst wenn je zuweilen, der Gedanke in mir rege wurde, jenes Band zu lösen und an Ihr Urtheil mich zu wenden, ob ich es lösen dürfe, sagte ich mir, daß Sie den Mann nicht achten könnten, der erst von Ihnen sich sagen lassen müsse, ob er verpflichtet sei, das Wort zu halten, mit welchem er eines edlen Mädchens Leben an sich gekettet, mit dem er ihm seine Zukunft verpfändet habe!

Eleonore setzte sich nieder und stützte ihre Stirn gegen die zusammengeballte Hand. Renatus stand vor ihr und sah mit unbeschreiblichem Schmerze auf sie nieder. Da sie sich nicht regte, fing er noch einmal zu sprechen an. Er schilderte ihr, wie eine zufällige Unterhaltung, die er gestern mit dem Abbé gehabt und in welcher dieser das Glück der Ehe und

der Häuslichkeit gepriesen, ihm das Herz erweicht, wie er seit langer Zeit zum ersten Male wirklich wieder mit Neigung an seine Braut gedacht, wie er ihr dies heute geschrieben, ihr die Empfindung eingestanden habe, die er für Eleonore gehegt, wie er seiner Verlobten eben heute zugesagt, seine Heimkehr nicht länger zu verzögern, seine Verheirathung mit ihr nicht weiter hinauszuschieben.

Mit Einem Male fiel Eleonore ihm in das Wort: Und der Abbé? fragte sie in höchster Spannung — und der Abbé, wußte er, daß Sie gebunden sind?

Es wußte hier Niemand darum, und auch in meiner Heimat ist meine Verlobung nicht öffentlich ausgesprochen, denn ich war sie, ehe ich in's Feld zog, ohne daß mein Vater darum wußte, eingegangen!

Eleonore hatte nur die ersten Worte seiner Entgegnung beachtet. Es war das Einzige, was sie wissen mußte, was für sie noch wichtig war. Als sie das vernommen hatte, versank sie wieder in ihr früheres Brüten. Die Stille konnte Renatus nicht ertragen.

Er trat an sie heran, ergriff ihre herabhängende Rechte und, vor ihr niederknieend, bat er: Sprechen Sie zu mir, Eleonore! Sagen Sie mir, was soll ich thun?

Müssen Sie mich das erst fragen? entgegnete sie ihm.

Er hatte keine andere Antwort von ihr erwartet; aber es gibt Lebenslagen, in denen man es leichter findet, sein Urtheil von einem Andern, als von dem eigenen Bewußtsein sprechen zu lassen, und die seinige war eine solche. Es war vergebens, daß er sich sagte, wie ein getheiltes Herz, wie die Hand eines Mannes, die er einem Weibe widerstrebend reiche, dieses nicht glücklich machen könnten! Er hatte sein Wort verpfändet, er war ein Edelmann und hatte dieses Wort zu halten, was auch daraus für ihn selber werden und entstehen konnte! Es hatte kein Arten je sein Wort gebrochen!

Er erhob sich und trat an das Fenster. Den Kopf gegen die kalten Scheiben gepreßt, ließ er seinen schmerzlichen Gedanken freien Lauf. Er grollte sich, er grollte Hildegard, er grollte der Welt und dem Leben. So blieb er eine Weile stehen, bis Eleonore ihn beim Namen rief. Er blickte um sich, sie stand an seiner Seite, der Schein der untergehenden Sonne umfloß sie mit seinem matten Lichte. Sie sah sehr ermüdet, sehr verändert aus.

Wir haben eine schwere Stunde mit einander durchlebt, sagte sie, und deshalb werden wir einander nicht vergessen! Ich habe Sie um Vergebung zu

bitten für mein Thun, ich hatte kein Recht, keinen Anspruch an Sie, es war ein Wahnsinn, der mich erfaßt hatte, als ich über Sie verfügte — und ich allein werde die übeln Folgen davon tragen! Wohl Ihnen, daß Sie gebunden sind, daß Sie Sich nicht verpflichtet glauben können, meine Vermessenheit mit dem Schilde Ihres Namens, Ihrer Ehre zu bedecken!

Eleonore, um Gottes willen schweigen Sie, demüthigen Sie mich nicht! flehte er und die Thränen traten ihm in die Augen.

Nein, entgegnete sie, Sie sind, wenn auch erst in der letzten Stunde, wahr gegen mich gewesen — ich schulde Ihnen das Gleiche! Ich liebe Sie nicht, habe Sie nie geliebt und würde Sie nur geheirathet haben, um ....

Sie stand auf dem Punkte, ihm die volle Wahrheit zu bekennen, aber da sie dieselbe aussprechen wollte, hielten die Scham des Herzens und die Besorgniß, daß sie gegen die Absichten des Geliebten handeln, daß sie ihn benachtheiligen könne, wenn sie ihr Geheimniß dem Freiherrn verriethe, sie davon zurück. — Ich hätte Sie nur geheirathet, sagte sie mit dem Anscheine der vollen Wahrheit, um einer mir

verhaßten Ehe zu entgehen! Das wäre kein Glück für Sie gewesen, sicherlich kein Glück!

Renatus biß die Lippen zusammen, die Qual schien kein Ende nehmen zu sollen.

Und was haben Sie zu thun beschlossen? fragte er endlich, da die Sonne herabsank und der frühe Abend anbrach.

Ich verlasse Paris noch diese Nacht — ich bin durch des Königs Wort dazu genöthigt! Es lüstet mich auch nicht, vor dem Hofe als — als eine Lügnerin da zu stehen!

Ihre Züge zuckten bei den Worten wie in einem Krampfe, sie hatte Noth, sich zu behaupten, sie konnte nicht gleich weiter sprechen.

Kann ich denn nichts, gar nichts für Sie sein, nichts für Sie thun? fragte Renatus.

Ja, gehen Sie zu dem Abbé, sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche, gleich jetzt zu sprechen wünsche!

Der Abbé ist verreist! wendete Renatus ein.

Nein, nein, unmöglich! rief Eleonore.

Renatus sagte, daß er selber in dem Kollegium gewesen sei, selber dort den Bescheid von der Abwesenheit ihres gemeinsamen Freundes erhalten habe.

Eleonore schellte mit leidenschaftlicher Erregung. Ist kein Brief für mich gekommen? fragte sie den eintretenden Diener.

Eben jetzt hat man diesen hier gebracht, erhielt sie zur Antwort. Sie nahm das Schreiben von dem silbernen Teller, auf dem man es ihr überreichte, und eilte damit an das Fenster. Es war noch hell genug, die wenigen Zeilen lesen zu können.

„Eine Weisung meiner Vorgesetzten," lauteten sie, „zwingt mich, für einige Wochen die Hauptstadt zu verlassen Sie kann mich möglicher Weise zu einer längeren Entfernung nöthigen. Welche Entscheidung Sie auch treffen, theure Gräfin, denken Sie, daß meine sorglichsten Wünsche, meine Gebete für Ihre Erleuchtung und für Ihren Frieden Sie immer und überall begleiten."

Und er sagt mir nicht, wohin er geht! rief sie, während die lange zurückgehaltenen Thränen ihr über die Wangen rollten. Er sagt mir nicht, wohin er geht! wiederholte sie im Tone des bittersten Schmerzes, und ohne auf Renatus noch zu achten, verließ sie mit raschem Schritte das Gemach.

Elftes Capitel.

Vierundzwanzig Stunden nach dieser Unterredung waren die großen äußeren Thüren des herzoglichen Palastes, die gastlich offen standen, wenn die Herrschaft anwesend war, geschlossen. Die Dienerschaft zog an den Fenstern, welche nach dem vorderen Hofe gelegen und zum Theil in den oberen Stockwerken von der Straße aus sichtbar waren, die Gardinen zu und ließ die hölzernen Vorhänge herunter. In dem stillen, nach dem Garten hinaussehenden Schlafzimmer der Herzogin wachte man an dem Lager der Greisin, deren feste Natur diesem Stoße sich doch nicht gewachsen gezeigt hatte. Der Arzt, den man herbeigerufen, als die Herzogin vom Hofe gekommen war, hatte ihren Anfall für einen Herzkrampf, ihren Zustand bei ihren hohen Jahren für sehr bedenklich erklärt. Es konnte von ihrer Abreise die Rede nicht

sein, obschon sie darauf bestand, dem Könige auch in dem Befehle, den er ihr im Zorne gegeben hatte, pünktlich zu gehorsamen. Man mußte also auf ihre Anordnung dem Palais wenigstens das Ansehen geben, als habe sie es verlassen, und selbst ihrem alten Freunde und dem Prinzen, die gekommen waren, nach ihr zu fragen, verweigerte man auf ihren ausdrücklichen Befehl den Zutritt zu ihr. Sie mochte sich in der Ungnade, die sie getroffen hatte, von Niemandem sehen, von Niemandem beklagen lassen. Sie versagte Anfangs sogar, Arzenei und Speise zu nehmen; man war übel mit ihr daran.

Eleonore war mit Tagesanbruch abgereist. Sie hatte noch an dem verwichenen Abende einen Paß für sich und ihre Bedienung gefordert, und da der englische Gesandte, ein Freund ihrer verstorbenen Mutter, von dem Vorgange im Schlosse Zeuge gewesen war, hatte er sich selbst noch zu ihr begeben und ihr seine Dienste angeboten, falls sie irgend eines Rathes oder Schutzes bedürftig sei. Er hatte sich bei der Gelegenheit die Frage erlaubt, ob ihr Verlobter ihr bald nach England folgen werde, ob sie ihn später nach Deutschland zu begleiten gedenke, und gleich unfähig, sich der Unwahrheit anzuklagen, wie eine Aeußerung

zu thun, die ein falsches Licht auf Renatus werfen konnte, hatte sie dem Gesandten ohne alle Erläuterung erklärt, daß von einer Verbindung zwischen ihr und dem Freiherrn nicht mehr die Rede sei. Das hatte ihre Lage noch verschlimmert, und nicht nur in den Sälen des Faubourg Saint Germain, sondern auch in den Kreisen, die dem Hofe nahe standen, boten die Ungnade, in welche die Herzogin von Duras gefallen war, und die Verweisung der bis dahin so gefeierten Gräfin Haughton in den nächsten Tagen und Wochen den Gegenstand der Unterhaltung, den Stoff für die abenteuerlichsten Vermuthungen dar.

Renatus spielte in denselben bald diese, bald jene Rolle. Die Einen behaupteten, die Gräfin habe in Bezug auf ihn Entdeckungen gemacht, die ihm zur Unehre gereicht und sie bewogen hätten, ihre Verlobung mit ihm zu lösen; Andere wollten wissen, daß der Freiherr hinter einen Liebeshandel der Gräfin gekommen sei, dem er habe zum Deckmantel dienen sollen, und die Zahl derjenigen, welche diese Meinung aufrecht erhielten, wuchs mit jedem Tage. Man sprach davon, daß sie seit ihrer Kindheit einen Sohn ihrer Amme, dem man eine gewisse Erziehung gegeben hatte, zu ihrem Diener gehabt habe. Man erinnerte sich,

daß derselbe ein schöner Mensch gewesen sei, daß die Gräfin ihn immer mit Auszeichnung behandelt und ihn auch jetzt wieder mit sich genommen habe, obschon eben in diesem Augenblicke ein älterer Diener eine passendere Begleitung für sie gewesen sein würde. Wenn gegen solche Gerüchte sich auch die Stimme der Personen, die Eleonoren nahe gestanden hatten, mit Entschiedenheit und mit Entrüstung auflehnte, so gingen doch manche üble Andeutungen über sie durch die Presse in die Oeffentlichkeit über, und es waren, sonderbar genug, gerade die frömmsten Matronen, die vornehmen Frauen, welche denselben geistlichen Berather mit der Herzogin hatten, von denen jene böswilligen Gerüchte ihren Ausgang hatten und ihre Bestätigung erhielten.

Der Abbé von Montmerie ward bei diesem Anlasse nur in so fern genannt, als man sich wunderte, wie ein Mann von seiner Menschenkenntniß sich über den wahren Werth und über die Bedeutung eines jungen Frauenzimmers wie die Gräfin so völlig habe täuschen können. Als man des Ereignisses einmal zufällig selbst vor dem Erzbischof erwähnte, meinte derselbe, daß gerade der hohe und nur auf das Große gerichtete Sinn des Abbé's das Geringe am leichtesten

habe übersehen können und daß eine so erhabene Seele wie die seinige am wenigsten dazu geneigt gewesen sei, das Unedle in Anderen vorauszusetzen. Er beklagte den Abbé wegen dieser übeln Erfahrung, freute sich, daß derselbe eben jetzt zufällig von Paris entfernt sei und daß es ihm also erspart werde, ein ohnmächtiger Zuschauer bei so schmerzlichen Ereignissen in dem ihm eng befreundeten Hause zu werden, und als die Anwesenden dem Herrn Erzbischof in dem günstigen Urtheile über den Abbé von Herzen beistimmten, als die Frauen sich sammt und sonders mit tugendhafter Entrüstung gegen Eleonore erhoben, forderte das milde Herz des Kirchenfürsten Nachsicht auch für die Verirrte. Er gab es zu bedenken, daß die Gräfin in einem unruhigen Reiseleben erzogen sei und daß ihr die Stütze gefehlt habe, welche jeder Mensch nur in dem Anlehnen an die Kirche und ihre ihn überwachende Gewalt mit Sicherheit zu finden vermöge. Das räumte man ihm willig ein. Einem Mädchen, das unter der Aufsicht frommer Nonnen im Kloster erzogen worden, einem Mädchen, dem der Rath und die Aufsicht eines gewissenhaften Beichtigers zur Seite gestanden, hätten solche Abenteuer nicht begegnen können; und während man Eleonore

mit einem niederdrückenden Mitleid zu entschuldigen anfing, begann man gleichzeitig, die Herzogin zu tadeln, die, nur auf weltliche Vortheile für sich und ihre Freunde bedacht, es verabsäumt hatte, ihre Nichte auf den Weg des Heils und in die Arme der Kirche zu führen.

Renatus hatte von all diesen Gerüchten einen empfindlichen Rückschlag zu erleiden. Er sah sich von seinen Bekannten und Umgangsgenossen mit einer mehr oder weniger verhehlten Neugier betrachtet, die Näherstehenden wagten vorsichtige Fragen, um, wie sie behaupteten, den an sie von allen Ecken und Enden gestellten Erkundigungen entsprechen zu können, und die Verwirrung seines Gemüthes machte ihm die Nadelstiche, die ihm fortwährend zu Theil werdenden kleinen Verletzungen und Kränkungen nur empfindlicher, ihn nur ungeduldiger in ihrer Abwehr. Alles, was sich bis dahin ganz von selbst für ihn zurecht gelegt, ihn ganz natürlich gedünkt hatte, wurde ihm nun plötzlich zu einem Gegenstande, der reifliche Erwägung forderte. Es war zu bedenken, ob er in dem Palais der Herzogin bleiben könne, bleiben solle, zu bedenken, ob es gerathener sei, Paris zu verlassen, die Gesellschaft zu meiden und dem Uebelwollen das Feld

zu räumen, oder sich zu behaupten und zu versuchen, in wie weit es möglich sei, auch Eleonoren dabei nützlich zu werden. Und bei dem allem lag ihm die Besorgniß, daß man seine Ehre antaste, ohne daß er das Geringste thun könne, dies zu hindern, schwer auf der Seele.

Hier und da stieß er auf Fragen, auf Andeutungen, die sein Blut zum Sieden brachten; mehrmals stand er auf dem Punkte, die vorsichtig Zudringlichen, wie es sich nach seinen edelmännischen und militärischen Begriffen gebührte, zu blutiger Rechenschaft zu ziehen, aber die Besonnenen unter seinen Genossen und Kameraden wußten die Zerwürfnisse beizulegen und ihn zu beschwichtigen, indem man ihn daran mahnte, daß der Ruf der Gräfin durch jedes neue Aufsehen neuen Gefahren ausgesetzt sei, und daß in dem Verhältnisse, in welchem die preußischen Truppen sich in Paris befänden, für den Chef derselben nichts ungelegener kommen könne, als ein Duell unter seinen Offizieren, oder gar das Duell eines seiner Offiziere mit einem zum Hofe gehörenden Franzosen.

Trotz ihrer Krankheit verlangte die Herzogin es auch ganz ausdrücklich, daß ihr junger Gast unter

ihrem Dache bleiben solle. Sie ließ es ihn durch den Arzt wissen, daß es ihr beruhigend sei, einen ihr befreundeten Menschen in ihrer Nähe zu haben, für den die Ungunst ihres Königs kein Grund sein könne, sich von ihr zurückzuziehen, und dem sie keinen Nachtheil zuzufügen fürchten müsse, wenn er sich ihr anhänglich erweise. Mit zitternder Hand schrieb sie ihm an einem der folgenden Tage, daß sie ihn noch zu sehen hoffe, ehe sie vom Dasein scheide, und da die Freude an der schönen Form in ihr nur mit dem Leben selbst erlöschen konnte, fügte sie den zwei Zeilen am Schlusse die Wendung zu, da sein Vater ihr in Leid und Sorge seine Hand gereicht, so habe der Himmel wohl die Hand des Sohnes auserwählt, ihr die müden Augen zuzuschließen.

Renatus blieb also in ihrem Hause. Von Seiten seiner Freunde und Vorgesetzten sah man dies gern. Er ließ ihn schuldlos an dem Geschehenen erscheinen, und er war zu reinen Sinnes, um es der Herzogin zuzutrauen, daß sie ihn gerade deßhalb und eben nur aus Rache gegen Eleonore bei sich festzuhalten suchte.

Wenige Tage nach der Abreise der Gräfin, als Renatus sich eines Abends zu Hause und einsam in

seinem Zimmer befand, ward der Abbé ihm angemeldet. Er sagte, daß er eben erst angekommen sei, daß er eben erst mit höchster Bestürzung das Geschehene erfahren habe. Mit mehr Lebhaftigkeit, als er seinem Ausdrucke sonst zu geben pflegte, beklagte er es, daß er nicht im Stande gewesen sei, dem Rufe der Gräfin zu folgen. Er beurtheilte sie weit weniger streng, als in seiner letzten Unterredung mit dem Freiherrn, versicherte, daß er ihr gleich heute schreiben werde, und billigte es durchaus, daß Renatus in der Nähe der Herzogin geblieben sei. Dann ließ er sich bei dieser anmelden und wurde von ihr trotz der späten Abendstunde angenommen.

Von dem Tage ab kehrte er regelmäßig am Morgen und am Abende wieder, und der Arzt that keinen Einspruch dagegen. Das Uebel der Kranken stellte sich als ein unheilbares heraus und machte raschen Fortschritt. Man gönnte ihr also jede Erquickung und Zerstreuung, deren sie begehrte. Der Abbé kam und ging. Er hatte es vor Niemandem Hehl, daß er an einer Aussöhnung der Herzogin mit ihrer Nichte arbeite; er hatte sogar verschiedene Zusammenkünfte mit dem alten Fürsten von Chimay, den er in das Interesse zu ziehen suchte. So lange

man auf die Verbindung Eleonorens und des Prinzen Polydor gerechnet hatte, war es zwischen den Betheiligten als selbstverständlich angesehen worden, daß Eleonore die Erbin der Herzogin wurde und daß auf diesem Umwege der Prinz zu dem Besitze des Vermögens gelangte, welches die Herzogin ihm zuzuwenden wünschte. Jetzt wollte sie ihrer Nichte natürlich diese Vortheile entziehen, und der Fürst seinerseits wünschte sie zur Abfassung eines Testamentes zu Gunsten seines Sohnes zu veranlassen; aber wider sein Erwarten stieß er auf ein Widerstreben bei der Herzogin.

Ihr Beichtvater, welcher auf den Wunsch ihres alten Freundes mit ihr zuerst von dieser Angelegenheit gesprochen, hatte eben dadurch ihr Mißtrauen erregt, und es hatte kaum einer Mühe für den Abbé bedurft, um die Herzogin zur Mittheilung ihrer Sorgen und Bedenken zu veranlassen. Sie nannte es eine unbegreifliche Härte, daß man von ihr mit der Erbeinsetzung des Prinzen Polydor ein Zugeständniß fordere, welches sie zu machen durch ihr ganzes Leben vorsichtig vermieden habe.

Da mir das Loos gefallen ist, mit meines Königs Ungnade belastet von der Welt zu scheiden, sagte

sie, wäre es ein Verbrechen gegen mich selbst, wenn ich meine Hand in meinen letzten Stunden noch selbstmörderisch an meinen Ruf und an meine Ehre legen sollte! — Und der Abbé bestärkte sie in dieser Ansicht.

Er behauptete gegen den alten Fürsten wie gegen den Prinzen Polydor, in deren engstes Vertrauen er sich auf diese Weise plötzlich gezogen fand, daß man die Empfindungen der Sterbenden zu ehren und zu schonen habe, und als des Hin- und Herredens und des Verhandelns kein Ende werden wollte, that er endlich einen Vorschlag, auf den Niemand zuvor verfallen war.

Er schilderte dem Prinzen die üble Lage, in welche die Gräfin sich versetzt hatte, spielte darauf an, daß in dem Wappen der Fürsten von Chimay sich ein gefesseltes Weib befinde, weil der erste Chimay seinen Adel durch eine an einer Jungfrau geübte großmüthige That errungen habe, und er rieth dem Prinzen, dem Beispiele seines Ahnherrn Folge zu leisten.

Glück und Unglück haben verschiedene Maßstäbe, erzeugen verschiedene Ansichten, sagte er. Was man in der Fülle des Glückes, in voller, freier Sicherheit zurückweist, das ersehnt man in der Stunde der Ge-

fahr. Er behauptete, zu wissen, daß nicht wirkliche Abneigung gegen den Prinzen, sondern nur die eigensinnige Auflehnung der Gräfin gegen das, was sie als eine List der Herzogin bezeichnete, den ganzen beklagenswerthen Vorfall veranlaßt habe. Er sprach den Glauben aus, daß es eben jetzt in der Macht des Prinzen stehe, von der Dankbarkeit und Achtung der Gräfin zu erlangen, was seine Liebe bisher vergebens von ihr erbeten hatte. Er schlug dem Prinzen vor, sich schriftlich gegen die Herzogin zu Eleonorens Gunsten auszusprechen, ihr zu erklären, wie er an dem Charakteradel und der hohen Sinnesreinheit Eleonorens keinen Zweifel hege, und wie er es beklage, wenn seine liebende Ungeduld vielleicht mit dazu beigetragen haben sollte, die unheilvolle Vermittlung Seiner Majestät heraufzubeschwören. Schließlich aber gab der Abbé den beiden Fürsten zu bedenken, daß es eine große, eine schöne Handlung sei, wenn ein Mann mit dem Schilde seiner unbefleckten Ehre sich eines Mädchens wie die Gräfin annehme, und wie es völlig unmöglich sei, daß ein solches Mädchen der Großmuth des sie beschützenden Mannes dauernd widerstehen könne. Er kam immer darauf zurück, daß für den Prinzen Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren

sei, und daß derselbe der Herzogin seine Anhänglichkeit besser nicht beweisen könne, als indem er, gleichviel, ob auf geradem Wege oder auf einem Umwege, ihr zur Verwirklichung ihrer Absichten und Wünsche behülflich werde.

Darüber verlief eine Reihe von Tagen, und Renatus hatte gerade sein Urlaubspatent erhalten, als man ihn in der Nacht weckte, weil die Herzogin zu sterben glaube und ihr Testament zu machen vorhabe, bei dem sie der Zeugen nicht entbehren könne.

Es war eine große Aufregung im Hause; man hatte in den Corridoren und auf der Treppe die Lampen in Eile angezündet, das Portal war offen. Fast gleichzeitig fuhren die beiden Wagen der Herzogin in dasselbe ein. Sie hatte die Prinzen von Chimay, Vater und Sohn, und ihren Beichtiger zu sehen verlangt, und man hatte sich beeilt, sie herbeizuholen. Der Notar und der Arzt waren schon vor ihnen angelangt; Renatus fand sie alle um die Sterbende versammelt.

Die Herzogin saß, von ihren Frauen unterstützt, trotz ihrer Schwäche hochaufgerichtet auf ihrem Lager. Obschon das Haupt ihr müde herabsank, sahen doch ihre scharfen Augen noch fest umher, und sie hatte

für Jeden ein Wort, ein Zeichen des Bemerkens, wie in ihren guten Tagen.

Als sie alle diejenigen beisammen fand, die sie hatte rufen lassen, ersuchte sie den Notar, den Anwesenden das Testament vorzulesen, wie er es nach ihren Anordnungen niedergeschrieben hatte. Sie hörte, weil die Brust ihr sehr gepreßt war, nur wenig danach hin, während er das Formular vorlas, aber sie richtete mit Anstrengung ihr Haupt in die Höhe, und ihr Auge ging von dem greisen Fürsten zu dem Prinzen und von diesem zu dessen Vater zurück, als der Notar die Worte aussprach:

„Auf den Wunsch und die Fürbitte meiner beiden werthen Freunde, des Fürsten August Philipp von Chimay und seines Sohnes, des Prinzen Philipp Polydor von Chimay, vermache ich meinen ganzen Besitz, er mag Namen haben, welchen er wolle, an meine Nichte, Eleonore Corinna Marquise von Lauzun, Gräfin von Haughton, unter der Voraussicht, daß sie sich meinem Wunsche und dem Befehle Seiner Majestät des Königs in Gehorsam fügen und den Prinzen Polydor, nachdem sie ihren Irrglauben abgeschworen und sich dem alleinseligmachenden Glauben überantwortet hat, in

Anerkennung seines verzeihenden Herzens und seiner großmüthigen und edelmännischen Gesinnung, zu ihrem Gatten wählen werde. Sollte sie sich dessen weigern, sollte sie mir die Genugthuung versagen, die ich von ihr zu erwarten berechtigt bin und welche die letzte ist, die ich noch hienieden erhoffen kann, so will ich, allem Irdischen mich abwendend, nur auf das Heil meiner unsterblichen Seele bedacht sein. Von dem Tage ab, an welchem man die Wappen des Hauses Lauzun-Duras auf meiner Ruhestätte in der Kirche zu Vaudriconrt, an der Seite meines vielgeliebten Gatten, des verstorbenen Herrn Herzogs Moriz Alibert Chlodwig von Duras, befestigen wird, sollen, sofern die Gräfin Haughton die Hand des Fürsten Polydor nicht annimmt, die frommen Väter des Jesuiten-Klosters zu Malanche die alleinigen Erben meines ganzen Vermögens und Besitzes werden, damit mein Andenken in Liebe und Verehrung auf der Erde erhalten bleibe und meiner armen Seele die Gebete und die erlösenden Fürbitten nicht fehlen mögen, auf welche ich in dem Falle von meiner Nichte, der Gräfin Haughton, nicht zu rechnen haben würde."

Der Notar hielt inne. Er las danach den Schluß des Formulars, man reichte der Herzogin die Feder hin, hielt einen der Leuchter so in die Höhe, daß sie sehen und schreiben konnte, ohne von dem Lichte geblendet zu werden, und erwartete, daß sie jetzt unterzeichnen würde. Aber sie zögerte, es zu thun.

Langsam und prüfend blickte sie den Prinzen, blickte sie den Fürsten noch einmal an. Keiner von beiden, man konnte es in ihren Mienen lesen, hatte diesen Schluß des Testamentes erwartet. Auch der Beichtvater der Herzogin zeigte sich überrascht; auf eine Wendung des Testamentes, die Alles von der Entscheidung der Gräfin abhängig werden ließ, hatte er nicht gerechnet.

Es war todtenstill im Zimmer. Renatus, der auf der linken Seite des Lagers der Herzogin zunächst stand, meinte in ihren erstarrenden Zügen plötzlich noch einmal jenes überlegene sarkastische Lächeln zu gewahren, vor dem er als Knabe Scheu getragen hatte und das ihm immer unheimlich geblieben war.

Die Herzogin athmete immer schwerer. Wie betrübt sie sind! sagte sie kaum hörbar. Wie be-

trübt sie Alle sind! Mein Tod macht Niemanden froh, und sie werden Alle, Alle lange an mich denken! — Die Feder, die Feder! — Licht, schnell das Licht! rief sie mit letzter, plötzlicher Kraftanstrengung, und die Hand mit Gewalt fest auf das Papier auflegend, daß sich ihre Schwäche nicht verrieth, unterzeichnete sie mit klaren Buchstaben ihren vollen Namen. Dann ließ sie die Feder fallen, ihr Haupt sank ihr zurück, und ehe noch die Zeugen ihre Namen unter das Testament geschrieben hatten, war die Herzogin gestorben.

Jeder von ihnen hatte seine besonderen Rückerinnerungen bei dem Tode dieser Frau. Eine halbe Stunde später war das Zimmer verlassen. Der Notar traf die nöthigen gerichtlichen Maßregeln, die herrenlose Dienerschaft ging ihrem Belieben nach.

Am Hofe vernahm man die Kunde von dem Tode der Herzogin ohne besondere Theilnahme und ohne irgend ein Erstaunen. Man fand es natürlich, daß des Königs Ungnade ihr das Herz gebrochen hatte. Als aber der Monarch, im Angedenken alter Freundschaft, den Befehl gab, daß

sein Wagen den Leichenzug der Herzogin eröffnen solle, folgten der Hof und die zu ihm gehörende Gesellschaft dieser Anweisung, und die Herzogin wurde mit allen Ehren ihres Standes zur Ruhe bestattet.

Zwölftes Capitel.

Niedergeschlagen wie Einer, den ein schweres Unglück betroffen hat, saß Renatus in dem Reisewagen, der ihn von Paris entfernte. Als er vor vier Jahren inmitten eines begeisterten Heeres, von Gefecht zu Gefecht, von Schlacht zu Schlacht siegreich fortschreitend, durch diese Gegenden zog, war ihm anders zu Sinne gewesen. Aus der Fremde nach der Heimat gehend, kam er sich wie ein Verbannter, wie ein Flüchtling vor. Er war ohne jede bestimmte Hoffnung und völlig unentschlossen, wie er seine Zukunft zu gestalten habe. Er war unzufrieden mit sich, unzufrieden mit seinen Verhältnissen, unsicher in seinen Ueberzeugungen, und sein Gewissen war beschwert.

Wenn er sich vorhielt, daß er nach Hause zurückkehre, um sein Wort gegen Hildegard zu lösen, schien

es ihm unnatürlich, daß er zu dieser ging, die seiner nicht bedurfte, statt Eleonoren nachzueilen, die ihn, oder doch in jedem Falle den Beistand eines Freundes, nöthig haben mußte. Wenn er sich sagte, daß es Zeit sei, sich an die Ordnung seiner Vermögensverhältnisse zu machen, wozu Paul ihn immer dringender ermahnte, überkam ihn die drückende Einsicht, wie er von diesen Dingen nichts verstehe, und die Abneigung gegen den persönlichen Verkehr mit Paul verminderte dieses Unbehagen nicht. Wohin er seine Gedanken richtete, überall stieß er auf Dinge, die ihn beunruhigten.

Der Aufenthalt in Paris war ihm verleidet und peinlich geworden, in Berlin erwarteten ihn lästige Erörterungen und Geschäfte, denen er sich nicht gewachsen wußte, während ihm die Möglichkeit vorschwebte, daß die Gerüchte, welche auf seine Kosten in Paris in Umlauf gewesen waren, ebenso nach Berlin gelangt sein konnten; und die Mißverständnisse und Zerwürfnisse zwischen seiner Braut und seiner Stiefmutter, mit deren Schilderung man ihn aus der Ferne schon behelligt hatte, versprachen auch nicht, ihm den Aufenthalt in Richten zu erleichtern oder zu verschönern. Wenn er sich das alles aber

bis zur Ermüdung vorgehalten hatte, dann bemächtigte sich seiner immer wieder die Erinnerung an Eleonore, um ihn vollends unglücklich zu machen.

In dieser Verfassung langte er an einem der letzten Tage des Februar in der Hauptstadt seines Vaterlandes an. Es war gegen den Abend hin und noch sehr kalt. Bis man seinen Wagen abpackte, seine Koffer öffnete, verging eine geraume Zeit, und als er eine Mahlzeit eingenommen und sich umgekleidet hatte, war es vollends spät geworden.

Nahezu sechs Jahre waren vergangen, seit er Berlin verlassen hatte. Damals war die Stadt voll von Franzosen gewesen, und er selber war, ihren Fahnen folgend, für Napoleon in den Kampf gezogen, für denselben Kaiser, der jetzt, ein zum zweiten Male Niedergeworfener, auf dem einsamen Felsen-Eilande inmitten des Weltmeeres in harter Gefangenschaft seine Tage hinschwinden sah. Jetzt herrschten Ruhe und Friede in dem Lande, das Geschlecht der Hohenzollern saß wieder in voller Sicherheit auf seinem Throne, und doch wollte es Renatus, als er, von seinem Gasthofe kommend, durch die Straßen ging, bedünken, als sei es sonst belebter und lustiger in denselben gewesen.

Berlin erschien ihm traurig, kleinstädtisch und leer. Das schnell flutende Leben des glänzenden Paris hatte den Maßstab verändert, nach welchem der Freiherr die Dinge maß, und mehr noch, als der Ort, kam er selber sich verwandelt vor. Wo waren all die Wünsche und Hoffnungen, wo war die schöne, schmerzliche Sehnsucht, wo war die ganze innere Zuversicht geblieben, mit welcher er an jenem hellen, kalten Mittage an seines Onkels Haus vorüber in den russischen Krieg gezogen war?

Als er, von seinem Gasthofe ausgehend, an das Schauspielhaus kam, sah er aus alter Gewohnheit nach den Fenstern eines Eckhauses hinauf. Einer seiner liebsten Kameraden hatte dort gewohnt. Der fröhliche Gesell war in einem der ersten Gefechte des Freiheitskrieges gefallen; auch sein Vetter, der Renatus diesen Todesfall gemeldet hatte, war ein Opfer des Krieges geworden. Der Bruder lebte noch und stand bei einem der in Berlin garnisonirenden Regimenter; aber er hatte sich verheirathet und Renatus es versäumt, sich um seine Wohnung zu erkundigen. Er dachte an diesen und jenen von seinen früheren Bekannten, ohne zu wissen, ob sie in der Stadt und wo sie anzutreffen wären. Das ließ ihn nur noch

deutlicher merken, wie lange er entfernt gewesen sei, wie fremd er in Berlin geworden war, und diese Einsicht, verbunden mit jener Scheu, welche man, wenn man mit sich selbst nicht einig ist, vor jeder Erörterung über sich und seine Zustände empfindet, machte ihn vor dem Zusammentreffen mit den Personen zurückschrecken, die zu sehen er eigentlich gekommen war. Wäre er seiner Stimmung gefolgt, hätte er einen Zauberstab besessen, er wäre in demselben Augenblicke davongegangen. Aber wohin? Es blühten ihm an keinem Orte Freuden.

Unbehaglich, ohne eine bestimmte Absicht, ging er in den Straßen vorwärts. Endlich fing er an, sich seines Zustandes zu schämen, und wie einer, der lange zaudernd vor dem kalten Wasser steht, bis er sich mit gewaltsamem Entschlusse kopfüber hineinstürzt, so schlug Renatus mit Einem Male seinen Weg nach dem Hause ein, welches einst das Wappen seines Geschlechtes über dem Portale getragen hatte.

Als er in die Straße kam, in welcher es gelegen war, und in die Nähe des Hauses selbst, fand er Alles sehr verändert. Der gartenartige Hof, der das Haus nach der Straße und zu beiden Seiten umgeben hatte, war verschwunden, das Eisengitter gegen

die Straße hin war abgerissen, rechts und links waren ein paar stattliche Wohnhäuser entstanden, und Renatus sah an den Wagen, die vor dem ehemaligen Arten'schen Hause hielten, an dem Diener, der den ankommenden Gästen die Thüre des Hauses mit Beflissenheit öffnete, wie an der Reihe der hellerleuchteten Fenster im ersten Stockwerke, daß man irgend ein Festgelage in demselben begehen müsse. Er blieb einen Augenblick stehen und blickte hinauf. Ein paar Leute aus dem Volke, ein paar arme Kinder standen ebenfalls still und betrachteten die Aussteigenden. Er hatte eine äußerst unangenehme Empfindung als er sich also einsam, in solcher Gesellschaft vor dem Hause seiner Väter umhergehend fand, und obschon er sich einen Vorwurf daraus machte, konnte er sich nicht überwinden, eben jetzt seine Karte bei dem Hauswart abzugeben und sagen zu lassen, daß er morgen in den Vormittagsstunden vorsprechen werde.

Unentschlossen, wohin er sich wenden solle, kehrte er nach den Linden zurück, und weil ihm die Aussicht, den Abend einsam in der Stube seines Gasthofes zuzubringen, unerträglich fiel, beschloß er, seinen Oheim aufzusuchen, obschon dieser im Grunde der-

Letzte war, den wiederzusehen er Verlangen trug. Aber Renatus war in einer Verfassung, in welcher jede Unterhaltung, jede Gesellschaft ihm willkommener war, als das Alleinsein mit den eigenen Gedanken, und er war endlich wirklich froh, er kam sich wie geborgen vor, als er auf seine Anfrage den Bescheid erhielt, daß der Graf zu Hause sei, sich freilich nicht ganz wohl befinde, aber sehr erfreut sein werde, den Herrn Baron zu empfangen.

Es war noch die Wohnung, noch die etwas prunkende Einrichtung, die der Graf zur Zeit des russischen Feldzuges gehabt hatte; indeß es war mit beiden doch eine Veränderung vorgenommen worden, und am meisten hatte der Graf selbst sich verändert. Wie er sich einst geflissentlich aus einem preußischen Offizier in einen Napoleonisten verwandelt, so hatte er sich jetzt wieder in das Deutsche zurück übersetzt, und er gefiel Renatus in dieser Gestalt gleich bei dem ersten Anblicke besser, obschon er in dem Zeitraume, in welchem sie einander nicht gesehen hatten, verhältnißmäßig sehr gealtert war. Sein Haar, das er vor Jahren in der dicken französischen Locke bis tief auf die Stirn herabhangen lassen, war am Vorderhaupte und an den Schläfen weit zurückgewichen und dünn

geworden. Man konnte noch nicht sagen, daß er kahl sei, aber die Stirn war bedenklich hoch, und wenn sein von Natur feines Antlitz dadurch auch noch nicht entstellt ward, so veränderte es seinen Ausdruck doch. Dazu war er magerer geworden, erschien also noch größer, und die weißen Hände, die aus dem weiten seidenen Schlafrocke auf das sorgfältigste gepflegt hervorsahen, hatten nicht mehr den eisenfesten Druck, der sonst den Ankommenden zu begrüßen pflegte.

Die Bilder der französischen Kaiserfamilie, welche einst an den Wänden des Wohnzimmers hingen, waren entfernt und hatten ein paar guten Bildern von des Grafen Eltern Platz gemacht. An der Stelle des antik gehaltenen französischen Canapee's stand ein großes, weiches Sopha, und einige Lehn- und Ruhestühle zeigten, daß der Besitzer dieses Raumes es sich behaglich zu machen liebe und verstehe.

Als Renatus eintrat, streckte der Graf ihm die Hände entgegen und sagte: Es ist, auf Ehre, um einen Menschen abergläubisch zu machen. Ein Glück kommt nie allein! Heute Morgen habe ich da die Anzeige erhalten, daß Seine Majestät der König mir eine große Gnade, daß er mir — der Graf hob ein

mit großem Siegel versehenes Blatt empor — daß er mir den Orden verliehen, den unser Vater auch getragen hat, und jetzt kommt der einzige Sohn unserer Angelika, kommst Du, alter Junge, uns in die Heimat zurück! Nun, willkommen zu Hause, herzlich willkommen! — Einen Sessel für den Herrn Baron — Du siehst vortrefflich aus — aber ganz vortrefflich! Nimm Platz, Renatus, nimm Platz! Wie wird die gute Hildegard sich freuen!

Er hatte das alles rasch hinter einander gesprochen, ohne seinem Neffen Zeit zu einer Unterbrechung zu lassen. Dann warf er sich auf das Sopha, hüstelte leise, wickelte sich wieder fest in seinen Schlafrock ein, zog die Beine auf das Lager und sagte, während der alte Diener ihm eine Decke über die Füße legte: Verzeihe, mein Bester, aber wenn man die erste Jugend hinter sich und sie, wie es sich gebührt, genossen hat, muß man zum Dank für treu geleistete Dienste mit seiner Gesundheit, seinem Körper rücksichtsvoll und freundlich umgehen, um sich die zweite Jugend möglichst lange zu erhalten. Ich dorlottire mich ein wenig, wie Du siehst, aber ich befinde mich wohl dabei. Wie findest Du mich aussehen?

Renatus versicherte ihm, daß er sich sehr wohl erhalten habe; der Graf nahm das mit Wohlgefallen auf.

Du wirst auch, wenn Du nach Berka kommst, den Onkel Felix sehr munter finden. Die Feldzüge haben ihm entschieden gutgethan. Er hat das ganze Haus voll Kinder, schöne Kinder! Ich war zu Weihnachten mit den Rhoden's dort, denn — Hildegard wird Dir das ja wohl geschrieben haben — es war Deine Schwiegermutter, der ich den gegenwärtigen engen Zusammenhang mit den Meinigen danke. Ich hatte früher wenig Familiensinn, aber ich habe das selbst nicht geglaubt, der Familiensinn findet sich wirklich mit den Jahren.

Er war ganz ausschließlich mit sich und seinen Angelegenheiten beschäftigt. Er erzählte, wie er während der Freiheitskriege durch die Gräfin Rhoden, die er jetzt immer nur die Cousine nannte, mit der Prinzessin in nähere Beziehung gekommen sei, wie diese ihn dem Könige empfohlen und ihm dann auch neuerdings die Verleihung jenes Ordens erwirkt hätte, der, in ferner Zeit, als Lohn für besondere Tugend und Selbstverläugnung gestiftet, jetzt zu einer Auszeichnung für den Adel geworden war.

Es ist eine schöne Decoration, sagte er, auf das Kästchen weisend, in welchem der Orden vor ihm lag, und man mußte doch endlich auch etwas für mich thun! In das Militär zurückzutreten, fühlte ich keine Neigung mehr, und eine Anerkennung war man mir für die mannichfachen und oft recht peinlichen und drückenden Vermittlungen, die ich während der Franzosenherrschaft über mich genommen hatte, allerdings wohl schuldig. Du glaubst nicht, wie viel Uebles ich verhütet, wie oft ich durch meine Kenntniß der Personen und der Verhältnisse recht arge und bedenkliche Zusammenstöße verhindert habe, und ich hätte vielleicht sehr recht daran gethan, wie die Prinzessin mir es vorschlug, eines der zu vergebenden großen Consulate anzunehmen, um mir auf diesem Wege den Uebergang in die diplomatische Laufbahn zu bereiten. — Aber was willst Du? Ich bin bequem geworden. Ich hänge an meiner Wohnung, an meinen Gewohnheiten, meinen Freunden — ich bin ohne Ehrgeiz! Tout bonnement ein alter Junggeselle, der sich von seinen Freunden verbrauchen läßt. Und ich versichere Dich, sie machen sich das zu Nutze! Alle, alle sammt und sonders, selbst Deine Hildegard, die ein Juwel von einem Mädchen ist! So klug, so umsichtig, ein wah-

rer Schatz! Wir sind große Freunde, nun, sie hat Dir's ja geschrieben!

Er unterbrach sich endlich selbst, da die Verwunderung des Freiherrn diesen lange nicht zum Sprechen kommen ließ; denn Renatus traute seinen Ohren nicht. Wie mußten die Zeiten und die Zustände sich hier geändert haben, wenn man den Grafen für Handlungen belohnen konnte, die ihm einst den gerechten Zorn seiner ganzen Familie und die Mißachtung aller rechtschaffenen Vaterlandsfreunde zugezogen hatten! Wie sicher mußte der Graf sich fühlen, daß er auf gar keine mögliche Einwendung von Seiten seines Neffen mehr Bedacht zu nehmen nöthig fand. Und was war es mit dem Ordenswesen überhaupt, wenn ein Gerhard von Berka den Orden erhalten und zu tragen sich unterfangen konnte, der als ein Zeichen besonderer Sinnesreinheit nur dem Adel verliehen werden durfte? Alles, was er hörte und vernahm, war dazu angethan, den Heimgekehrten zu überraschen, denn weit mehr noch als alle diese Thatsachen setzten die Zustände ihn in Verwunderung, aus denen heraus sie einzig möglich geworden sein konnten.

Dazu berührte die Weise, in welcher der Graf

bei jedem Anlasse Hildegardens Lob aussprach, den Freiherrn nicht angenehm. Er meinte überall herauszufühlen, daß der Onkel das Vertrauen seiner Braut mehr, als es nöthig sei, besitze. Es klang ihm im weiteren Verlaufe der Unterhaltung, als müsse Hildegard sich sogar über ihn, über sein langes Ausbleiben, ja, über seine Beziehungen zu der Herzogin und zu Eleonoren gegen den Onkel klagend ausgesprochen haben, denn der Eifer, mit welchem Graf Gerhard das Deutschthum auf Kosten des Franzosenthums und die edeln Eigenschaften einer deutschen Jungfrau über alle Reize der Ausländerinnen erhob, klangen in seinem Munde so unberechtigt, daß er — dem es an Scharfsinn und an Klugheit gar nicht fehlte — nothwendig eine bestimmte Absicht haben mußte, um eine solche Ungeschicktheit zu begehen.

Weil Renatus endlich von der Bewunderung seiner Verlobten, zu der er nicht geneigt war, abzukommen wünschte und weil er der in jedem Augenblicke drohenden direkten Frage nach seinem Erleben und wohl gar nach Eleonoren ausweichen wollte, brachte er die Rede auf seine Geschäfte. Er sagte, daß er eben nur so lange in Berlin zu bleiben vorhabe, als dieselben es erheischen würden, erwähnte, daß er schon

heute zu Tremann habe gehen wollen, daß die Auffahrt einer Gesellschaft ihn aber davon zurückgehalten und daß er morgen gleich in der Frühe sich zu ihm zu begeben denke.

Der Graf ließ sich das ruhig erzählen, schenkte sich und seinem Neffen sorgfältig den Thee ein, welchen der Diener inzwischen aufgetragen hatte, wählte mit Kennerblick für seinen Gast die besten Stücke der kalten Küche aus und zeigte überhaupt alle jene kleinen Aufmerksamkeiten für ihn, durch welche eine achtsame Hausfrau ihrem Besucher die Freude über seine Anwesenheit auszudrücken liebt.

Renatus rühmte dies dankbar, der Graf nannte es scherzend seine Hagestolzenkünste, und das brachte Jenen auf die Frage, ob der Onkel seine frühere Haushälterin, die Kriegsräthin, noch bei sich habe.

Der Graf verneinte es. Ich habe sie schon vor drei Jahren fortgeschickt, sagte er. Sie war eine vortreffliche Köchin, überhaupt eine brauchbare Person, aber Eine Kunst ging ihr völlig ab: sie verstand nicht, alt zu werden. Sie wurde eine lächerliche Figur, und eine solche in meinem Vorzimmer zu haben, konnte mir nicht passen.

Sie kamen dann wieder auf Tremann zu sprechen,

und Graf Gerhard meinte, es sei ihm unbegreiflich gewesen, wie Renatus eben ihn zu seinem Bevollmächtigten haben wählen mögen. Auf die Frage, ob der Graf denn Gründe habe, Tremann zu mißtrauen, versetzte er: Und welche Gründe hast Du, ihm zu vertrauen?

Es entstand eine kleine Pause, ehe der Graf mit dem Ausspruche wieder das Wort nahm, daß er für sein Theil überhaupt keinem Kaufmanne vertraue, und dem thätigen, dem unternehmenden am wenigsten. Der Besitz, sagte er mit einer jener hochtönenden Phrasen, welche der müßige Uebermuth so leicht erlernt, der Besitz ist für diese Art von Leuten nicht das zu schonende Feld, der zu pflegende Baum, von dessen Frucht und Aernte sie leben wollen, ruhig leben wollen. Nicht der Besitz erfreut sie, sondern der Erwerb. Das Jagen nach demselben, die rastlose Arbeit ist ihr eigentlicher Genuß. Sie schmieden sich an das ewig rollende Rad des wechselnden Glückes; und jene widerwärtige Spannung zwischen Gewinn und Verlust, die einem gebildeten Geiste wie die Marter eines Ixion bedünken würde, ist die Wollust solcher niedrig geborenen Naturen. Nimm Dich mit ihm in Acht!

Auf unfertige Menschen macht jeder allgemein

ausgesprochene Satz, vor Allem, wenn er auf irgend etwas anwendbar ist, das mit ihren besonderen Verhältnissen zusammenhängt, Anfangs immer einen bannenden Eindruck, und trotz seiner achtundzwanzig Jahre und seines in der letzten Zeit so mannichfach bewegten Lebens war Renatus in sich nicht freier, nicht von der leichten Bestimmbarkeit geheilt worden, welche, als eine Folge seiner Erziehung, ihn immer unsicher über sich selbst und zum Sklaven jeder fremden Meinung machte, die ihm mit Sicherheit entgegentrat. Er hatte sich bisher etwas damit gewußt, daß er Paul zu seinem Vertreter und Vertrauensmanne erwählt hatte. Es war auch alles, was derselbe bis jetzt für ihn gethan, soweit Renatus es aus der Ferne hatte übersehen und beurtheilen können, durchaus zufriedenstellend gewesen, so daß er in seinem Inneren beständig auf den psychologischen Scharfblick stolz gewesen war, den er bewiesen hatte. Jetzt aber kam plötzlich bei des Grafen Worten der böse Genius aller schwachen Seelen, das Mißtrauen gegen sich und Andere, über den jungen Freiherrn, und sichtlich beunruhigt erkundigte er sich, wem die beiden Häuser gehörten und wer sie errichtet hätte, die neben dem alten von Arten'schen Hause emporgestiegen waren.

Wer anders soll sie erbaut haben, als Tremann! entgegnete der Graf. Es war eine Spekulation, die ihm, glaube ich, gut eingeschlagen ist, und es gibt kein großes Unternehmen irgend einer Art, in dem er nicht die Hände hätte. Wo er die Kapitalien dazu hernimmt, ist freilich nicht zu sagen.

Ich denke, Flies war reich, wendete Renatus ein.

Reich genug! Aber der Alte kannte seine Leute, lächelte der Graf. Nicht ein Pfennig des Flies'schen Kapitals ist in dem Geschäfte geblieben — nein, Tremann muß andere Quellen haben, und Du selbst hast ihm vielleicht mehr, als wir übersehen können, damit genutzt, als Du ihm Deine Angelegenheiten überantwortet hast! Es war das ein unbegreiflicher Einfall von Dir, und ich bekenne Dir, mein Lieber, ich wußte nicht, was ich von Dir denken sollte! Mein Bruder Felix stand freilich eben so wie Du im Felde. Aber war ich denn nicht da? Ich hatte in meiner unfreiwilligen Muße mir ein gut Theil Geschäftskenntniß erworben, und abgesehen davon, Bester, so wären, dünkt mich, Eure immerhin ein wenig delikaten Familien-Angelegenheiten in Deines Onkels, in eines Edelmanns Händen besser, als

in denen dieses — dieses Tremann aufgehoben gewesen!

Es ging Renatus, wie es ihm mit dem Grafen stets gegangen war. Er hatte eine Abneigung, eine Scheu, ja, ein entschiedenes Mißtrauen gegen ihn und fühlte sich doch von ihm beherrscht. Sich dieser Herrschaft zu entziehen oder doch mindestens sich von dem Vorwurfe eines unbesonnenen Handelns zu befreien, den der Graf ihm machte, überwand er sich so weit, demselben von seinem Abenteuer in der Schlacht von Möckern und von der heldenmüthigen Aufopferung zu sprechen, mit welcher Tremann für ihn eingetreten war und ihm das Leben gerettet hatte.

Der Graf ließ ihn ruhig erzählen und berichten.

Als er aber geendet hatte, schien der Graf ein spöttisches Lächeln länger nicht verbergen zu können. Wie der Vater, sagte er — genau wie Dein Vater! Verzeihe mir, daß ich lachen muß! Ich glaube, es muß Eure Religion sein, die Euch so gläubig für Zeichen und für Wunder macht! Es fehlt nur noch, daß Ihr, wie Schiller's Wallenstein, Euch einen Astrologen haltet und pathetisch Euer: „Und dieses Pferdes Schnelligkeit entriß mich Bannier's verfolgenden Dragonern!“ deklamirt! Ich habe das Stück

erst gestern mit angesehen — schade, daß Du nicht dabei warst! Es hätte Dir eine Lehre von der Unfehlbarkeit der Zeichen und der Wunder geben können. — Er hielt inne und sagte dann ernsthaft und mit achselzuckender Geringschätzung: Du thust wahrhaftig, lieber Junge, als ob solch ein Dazwischenspringen im Gefechte etwas auf sich hätte! Bedenke doch nur, daß dieser Tremann allen Grund hat, Dich und Dein Geschlecht zu hassen! Glaubst Du, daß er nicht gern ein Herr von Arten-Richten wäre? Glaubst Du, daß diese Flies, die ihn erzogen hat, sich seiner ohne ganz bestimmte Plane angenommen hätte? Schon vor Jahren habe ich es Dir gesagt, sie hassen Dich und mich — und ich verdenke ihnen das nicht im geringsten! Vielleicht machte ich es an ihrer Stelle eben so. Aber daran halte fest, der Wahlspruch aller dieser Leute, aller sammt und sonders, ist: Stehe auf, damit ich mich setze!" — und wenn man sie nicht niederwirft, sie nicht in ihre alten Schranken mit Entschiedenheit zurückdrängt, so werden wir diese sogenannten Freiheitskriege einst noch gründlich zu verwünschen haben!

Er war aufgestanden, hatte die Serviette von sich geworfen und ging während des Sprechens leb-

haft in dem großen Zimmer auf und nieder. Renatus war sehr nachdenklich geworden. Alles, was er hier vernahm, bedrängte ihn, und mit der schweren Besorgniß, daß er einen großen Fehler begangen habe, dessen Folgen er zu tragen haben werde, verließ er endlich den Grafen, der ihn aufgefordert hatte, seinen Rath zu benutzen, wo und wie er es für nöthig finden würde.

Dreizehntes Capitel.

In Paul's Arbeitszimmer brannten in der Frühe des folgenden Morgens noch die Lichter, denn es war nebelig draußen, und Paul war zeitig aufgestanden, um einige Entwürfe und Rechnungen durchzusehen, die ihm von Dritten zur Prüfung vorgelegt worden waren. Im Comptoir daneben war noch Alles still, auch von den Seinigen wachte noch Niemand. Das Fest hatte lange gedauert; Seba bedurfte jetzt bisweilen doch schon der Ruhe, Davide aber, die es sich sonst nicht nehmen ließ, ihrem Gatten das Frühstück zu bereiten und eine ruhige halbe Stunde mit ihm zu haben, ehe die Geschäfte ihn beanspruchten, war durch den Knaben, den sie selbst nährte, mehr als gewöhnlich wach erhalten worden und hatte sich von ihrem Manne bereden lassen, sich dafür durch ein paar Stunden Schlaf am Morgen zu entschädigen.

Als es acht Uhr schlug und Paul eben die Lichter auslöschte, weil die Sonne die Nebel zu durchdringen und durch die Aeste der prächtig bereiften Bäume freundlich in sein Zimmer zu scheinen begann, meldete der Diener ihm, daß die Dame, die schon gestern da gewesen und die er auf heute beschieden habe, wiedergekommen sei. Paul befahl, sie einzulassen, und sich mit übertriebener Demuth tief verneigend, trat eine große, noch rüstige Frau in Trauerkleidern in das Zimmer.

Mit einer Handbewegung wies der Herr des Hauses ihr einen Stuhl in der Nähe seines Schreibtisches an und fragte dann nach ihrem Begehren.

Ich komme, sagte sie, Ihnen für all das Gute zu danken, das Sie, lieber Herr Tremann, meinem geliebten seligen Manne bis an sein Lebensende erwiesen haben. Daß er so sanft seine alten Tage beschließen konnte, das dankte er ja Ihnen ganz allein und noch auf seinem Todtenbette hat er ....

Lassen Sie das, ich bitte, lassen Sie das! unterbrach sie Paul. Es hat mich gefreut, den alten Mann ohne Sorgen zu wissen. Hat das Geld zu seiner Beerdigung ausgereicht, das ich Ihnen gegeben habe?

Beinahe, beinahe ganz, entgegnete die Trauernde;

aber ich wollte nur sagen, noch auf seinem Todtenbette hat der gute Weißenbach den Tag und die Stunde gesegnet, in welcher der Herr Caplan Sie in unser Haus gebracht hat; und er hat auch mich dafür gesegnet und mir es tausend Mal gedankt, daß ich ihn damals überredete, Sie aufzunehmen, denn er hat es nicht gewollt — er hat es nicht gewollt!

Paul hatte sie dieses Mal zu Ende sprechen lassen; nun er schwieg, befand sie sich offenbar in einer Verlegenheit, und er beeilte sich nicht, sie aus derselben zu befreien. Die Kriegsräthin war ihm stets ein Gegenstand der Abneigung gewesen, und ihr jetziges Auftreten war nicht dazu geeignet, diese Abneigung zu vermindern. Der Graf hatte mit seinem Worte Recht gehabt: die schöne Laura verstand es nicht, mit Anstand alt zu werden. Die dicken, falschen Locken, die falschen Zähne, welche in herausfordernder Weiße aus dem stets lächelnden Munde hervorsahen, die geschminkten Wangen und der schäbige und doch auffallende Ausputz ihrer Trauerkleider machten sie lächerlich, während ihre schlecht erheuchelte Betrübniß sie Paul noch widerwärtiger erscheinen ließ.

Wünschen Sie noch etwas? fragte er; sonst bitte ich Sie, mir zu sagen, wie viel Sie für das Be-

gräbniß aus Ihrer Tasche hergegeben haben, damit ich es Ihnen wiedererstatte, denn ich bin beschäftigt.

Sie zog ein Taschenbuch aus dem großen, schwarzen Sammet-Pompadour, blätterte darin herum, nahm einen Bleistift zu Hülfe, rechnete eine Weile, versicherte danach, daß sie im entferntesten nicht darauf gehofft hätte, daß Herr Tremann ihr auch damit noch zu Hülfe kommen wolle, wie sie sich aber in einer Lage befinde, in welcher sie benutzen müsse, was die Großmuth ihrer gütigen Gönner für sie zu thun geneigt sei, und sie schloß endlich mit der Antwort, daß sie fünf Thaler und zwölf Groschen zu der Beerdigung zugeschossen habe.

Paul nahm einen Zehnthalerschein aus seiner Kasse. Als die Kriegsräthin ihre Börse hervorholte und Miene machte, nach dem Gelde zu suchen, welches sie herauszugeben hatte, sagte er ihr, sie möge sich nicht bemühen, sondern den Ueberschuß für etwaige noch nachträgliche Ausgaben behalten. Damit hoffte er, indem er ihr ein Lebewohl bot, ihrer nun auch ledig zu sein. Indeß sie erhob sich zwar von ihrem Sitze, aber sie blieb nahe bei dem Pulte stehen, sah sich im Zimmer mehrmals um, schien gehen und dann doch wieder nicht gehen zu wollen, so daß Paul, ob-

schon er das Erkünstelte in ihrem Betragen klar durchschaute, sich doch veranlaßt fand, sie zu fragen, was sie suche oder was sie sonst noch etwa wolle und begehre.

Was hätte ich hier zu suchen, rief sie mit einem Seufzer, oder was könnte ich Anderes begehren, als Ihnen, mein verehrter Herr Tremann, meine Dankbarkeit für alle Ihre Wohlthaten an meinem lieben, seligen Weißenbach zu beweisen! Und ich glaube, ich kann das, ich kann das wirklich, so wie ja die Maus auch dem Löwen helfen konnte! — Sie sah sich nochmals in dem Zimmer um, trat dann an das Pult heran und sprach: Ich weiß nicht, Herr Tremann, in wie weit Sie von der Liebschaft unterrichtet sind, welche die Cousine und Pflegemutter Ihrer Frau Gemahlin mit dem Grafen Gerhard von Berka seiner Zeit gehabt hat; aber ....

Sie hielt inne, da Paul's finstere Miene ihr Scheu einflößte. Er ließ sie schweigend stehen, denn er war peinlicher berührt, als er es ihr zu zeigen für nöthig fand, und er ging mit sich zu Rathe, ob er sie sprechen lassen oder sie von sich weisen solle. Aber obgleich jedes ihrer Worte ihm durch den Ton und die plötzliche Vertraulichkeit dieser Frau zu einer doppel-

ten Kränkung wurde, entschloß er sich endlich doch, sie anzuhören.

Was bringt Sie dazu, mir die Frage vorzulegen, welche Sie an mich gerichtet haben? fragte er sie.

Meine Dankbarkeit, Herr Tremann, nur meine Dankbarkeit, und, setzte sie hinzu, auch die alte Freundschaft für das Flies'sche Haus. Freilich hat Seba es jetzt ganz vergessen, daß ich's gewesen bin, die sie zuerst unter die Menschen und in die Gesellschaft gebracht hat, und daß ich ihre Manieren und ihre Haltung formirte. Ich habe auch, was an mir gewesen ist ....

Ich bin sehr beschäftigt, unterbrach sie Paul, dem die Weise der Kriegsräthin immer unleidlicher werden mußte und der zu merken anfing, worauf es abgesehen war. Ich bin sehr beschäftigt, haben Sie also die Güte, Sich an das Wesentliche zu halten, Frau Kriegsräthin!

Wie Sie wünschen, wie Sie wünschen! versicherte sie. Aber, Herr Tremann, erlauben Sie mir nur zu meiner Rechtfertigung noch ein paar Worte. Sie sind ein erfahrener Mann, Herr Tremann, und Sie haben gewiß die Frauen kennen gelernt. Sie

wissen, wie die Mädchen sind. Seba ließ sich nicht abhalten, an den Herrn Grafen zu schreiben, Brief auf Brief und Jahr und Tag. Das war sehr unrecht, und ich sagte ihr immer...

Und diese Briefe? fragte Paul, der seine Ungeduld nur mühsam unterdrückte.

Die Kriegsräthin schlug die Augen nieder. Diese Briefe besitze ich, sagte sie.

Sie besitzen diese Briefe — Sie? Wie kommen Sie dazu? fuhr Paul auf, dem das Blut in die Wangen stieg, obschon er seiner Empörung und seinem Zorne Gewalt anthat. Wie kommen Sie, Frau Kriegsräthin, zu diesen Briefen?

Sie machte eine Bewegung mit beiden Händen, als wolle sie andeuten, sie könne sich dessen kaum erinnern. Ich fand mich, Sie wissen es ja, Herr Tremann, als mein armer, guter Weißenbach seiner Versuchung unterlegen war, genöthigt, mir mein Brod zu suchen. Da nahm Graf Berka mich als Haushälterin, und ich kann sagen, als eine Freundin in sein Haus, und....

Und er, Graf Berka, also ist's, der Ihnen diese Briefe übergeben hat? fragte Paul bestimmt.

Die Kriegsräthin schlug voll Demuth ihre Blicke

nieder. Der Herr Graf hatte keine Geheimnisse vor mir, sagte sie. Er wußte, daß man mir vertrauen könne, und, fügte sie hinzu, dächte ich nicht, daß ich nicht mehr jung bin, daß der Herr mich abberufen und diese Briefe dann einmal in unbedachte Hände fallen könnten, so hätte ich gegen Sie, Herr Tremann, und gegen Niemanden dieser Angelegenheit erwähnt. Aber Mademoiselle Flies hat mich nicht vorgelassen; hat, als ich ihr geschrieben, meinen Brief zurückgeschickt — was sollte ich da machen?

Paul's Verachtung gegen die Kriegsräthin, seine Verachtung gegen den Grafen, der solche Briefe aufbewahren und sie, wenn man das wenigst Schlimme von ihm denken wollte, so schlecht aufbewahren konnte, daß sie einer Person wie dieser in die Hände fallen mochten, schwellten die Adern auf seiner Stirn.

Wo sind die Briefe? fragte er kurz und kalt.

Die Kriegsräthin brachte aus ihrem Pompadour ein ansehnliches Paket Papiere hervor, das mit einer Schnur über Kreuz zusammengebunden war.

Hier, sagte sie; aber sie reichte sie Paul nicht hin, sondern hielt sie fest, als fürchte sie, daß sie ihr entrissen werden könnten.

Sind das die Briefe alle, welche Graf Berka von Mademoiselle Flies erhalten hat?

Alle, so viel ich weiß.

Paul ging mit sich zu Rathe; die Kriegsräthin verwandte kein Auge von ihm.

Was verlangen Sie für diese Briefe? fragte er darauf.

Die Kriegsräthin ließ einen Ausruf der Entrüstung hören. Sie betheuerte, daß es ihr nur darauf angekommen sei, dem Wohlthäter ihres Gatten ihre gute und anhängliche Gesinnung zu bezeigen, um wo möglich seine Geneigtheit und das Zutrauen, das er doch einst zu ihr gehabt habe, wieder zu erlangen. Sie brachte es endlich bis zu der unter Thränen gethanen Erklärung, daß sie, die Kinderlose, sich immer der Hoffnung hingegeben habe, sich in ihrem Pfleglinge einen Sohn zu erziehen; aber Seba habe sie durch ihr Dazwischentreten auch um dieses Glück gebracht, und sie würde in ihren Herzensergüssen kein Ende gefunden haben, hätte Paul sie nicht noch einmal mit der nackten Frage unterbrochen, was sie für die Briefe fordere.

Ihren Beistand — weiter nichts! rief die Kriegsräthin, sich die Augen trocknend.

Paul schüttelte verneinend das Haupt. Ich bin nicht gewohnt, solche Wechsel in Blanco auszustellen. Nennen Sie die Summe.

Sie haben für meinen Mann so viel gethan ...

Täuschen Sie Sich nicht, Frau Kriegsräthin, ich bin nicht im entferntesten gesonnen, auch nur irgendwie ein Aehnliches für Sie zu thun! bedeutete er ihr.

Aber, hob sie noch einmal an, wenn ich diese Briefe ...

Da hielt sich Paul nicht länger. Wenn Sie die Unwürdigkeit begehen sollten, von diesen Briefen irgend einen Gebrauch zu machen, der Mademoiselle Flies verletzen könnte, so würde ich zunächst den Grafen Gerhard fragen, auf welche Weise Sie in den Besitz derselben gelangt sind! sagte er.

So wahr Gott lebt, ich habe sie von ihm selbst! rief die Kriegsräthin erschrocken aus.

Dann behalten Sie sie; aber ich mache von dieser Stunde ab den Grafen verantwortlich für jeden Mißbrauch, den Sie mit denselben treiben! Und nun, Adieu, Frau Kriegsräthin! — Er drehte ihr den Rücken und wollte das Zimmer verlassen.

Darauf jedoch hatte sie es nicht abgesehen. Sie trat rasch hinzu, legte die Briefe auf sein Pult und

sagte: Sie mißtrauen mir, Herr Tremann; aber wie unrecht Sie mir auch thun, ich will es Ihnen nicht vergelten. Da sind die Briefe! Seba soll sehen, ob ich ihre Freundin war und bin. Da sind die Briefe — alle! Thun Sie nun, was Ihnen von Ihrem Herzen und von Ihrer Generosität geboten wird.

Sie blieb stehen. Paul nahm eine Feder in die Hand. Was denken Sie jetzt zu unternehmen, da Ihr Mann gestorben ist?

Der Herr Graf hat mir schon längst dazu verhelfen wollen, daß ich eine Concession erhielte, möblirte Zimmer zu vermiethen; aber um das anzufangen, um die Möbel anzuschaffen . . .

Brauchen Sie Geld, natürlich! Wie groß ist die Summe, deren Sie zu bedürfen glauben?

Ich habe mir das oftmals ausgerechnet; dreihundertfünfzig Thaler wären doch das Wenigste — das Allerwenigste! meinte sie.

Paul fand diese Summe viel zu hoch. Nach einigen kurzen Erklärungen wurden sie jedoch des Handels einig. Er ließ sich von ihr einen Schein unterschreiben, daß sie ihm gegen die von ihm empfangene Summe sämmtliche in ihrem Besitze gewesenen

Briefe Seba's an den Grafen Berka ausgehändigt habe, so daß, falls noch jemals derartige Briefe zum Vorschein kommen sollten, sie als Fälschung anzusehen wären. Und nachdem die Kriegsräthin sich noch verpflichtet hatte, sich niemals mehr, weder schriftlich noch mündlich, an Seba zu wenden, zahlte er selbst ihr die bedungene Summe aus und entließ sie, froh, sich ihrer endlich entledigen zu können.

Als er allein war, sah er die von der Kriegsräthin nach ihrem Datum geordneten Briefe noch einmal flüchtig an. Die vergilbten Blätter rührten ihn. Er dachte all der trügerischen Hoffnungen, all der verzweifelnden Leidenschaft, mit denen sie geschrieben worden waren, aber er hätte ein Heiligthum zu entweihen geglaubt, hätte er gelesen, was nicht für ihn bestimmt gewesen war. Er nahm das ganze Päckchen, trat an das Feuer des Kamines, warf die Blätter hinein und blieb bei ihnen stehen, bis das letzte derselben in Asche zerfiel und zerstob.

Die Begegnung mit der Kriegsräthin, die ganze Angelegenheit hatte ihn verstimmt; indeß er war mit derselben noch nicht am Ende, denn er hatte seine Abrechnung noch mit dem Grafen selbst zu halten, um Seba wo möglich ein für alle Mal vor den Ver-

letzungen, die ihr von dieser Seite kommen konnten, sicher zu stellen, und er beschloß nach kurzem Ueberlegen, dies sofort zu thun.

„Hochgeborener Herr!" schrieb er. „Ich habe so eben von Ihrer ehemaligen Haushälterin, der verwittweten Kriegsräthin Weißenbach, eine Reihe von Briefen erhalten, die eine edle und von mir hochverehrte Frau in dem Vertrauen jugendlicher Liebe und in dem Glauben an die Ehrenhaftigkeit des von ihr damals geliebten Mannes geschrieben hat. Beides, ihre Liebe wie ihr Vertrauen, waren ein Irrthum, und ich wünsche sie von jeder unangenehmen Erinnerung an dieselben, wie sie ihr durch die Weißenbach leicht bereitet werden könnte, fortan zu bewahren. Indem ich es unerörtert lassen will, auf welche Weise jene Briefe in die Hände und den Besitz der Kriegsräthin, die sie mir gegenüber als einen Handelsartikel zu betrachten für angemessen hielt, gelangt sind, erlaube ich mir, bei Ew. Hochgeboren anzufragen, ob sich vielleicht noch andere Briefe jener Dame in Ihrem Gewahrsam befinden. Sollte das der Fall sein, so bin ich nach der heute gemachten Erfahrung gezwungen, Ew. Hochgeboren an die Herausgabe dieser Briefe als an die Erfüllung einer sittlichen Pflicht zu erinnern,

wogegen ich Ihnen auf mein Wort versichern kann, daß in dem Besitze der betreffenden Dame nichts, gar nichts mehr vorhanden ist, was an Sie erinnern könnte. Ich habe es wohl nicht nöthig, Ew. Hochgeboren noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß die Schreiberin jener Briefe von dem Mißbrauche, der mit denselben getrieben worden ist, nicht Kenntniß hat und nicht Kenntniß erhalten wird. Diese Beleidigung und Kränkung sind von ihr durch mich glücklicher Weise abgehalten worden. Die Angelegenheit ist also zwischen Ew. Hochgeboren und mir zu ordnen, und ich habe dabei nur noch zu bemerken, daß ich der Kriegsräthin gegenüber meine Maßregeln in der Art genommen habe, daß neue Ansprüche und Erpressungen auf Anlaß ähnlicher Papiere von ihrer Seite künftig nicht mehr zu befürchten sind. Ihrer baldigen Antwort entgegensehend

„Paul Tremann."

Er hatte diesen Brief eben erst einem Boten zur Besorgung gegeben und wollte sich in das Comptoir verfügen, in welchem inzwischen seine Gehülfen angekommen und an ihre Arbeit gegangen waren, als man ihm den Freiherrn von Arten-Richten meldete.

Es war seit lange von der Rückkehr desselben die

Rede gewesen, aber sie kam Paul doch jetzt völlig unerwartet, und weil er voraussah, daß die Besprechung, welche er mit Renatus haben mußte, eine längere Zeit erheischen würde, begab er sich erst zu seinen Leuten, um mit ihnen das Nöthige zu bereden und ihnen seine Befehle zu ertheilen, während er den Freiherrn ersuchen ließ, ihn in dem Privatzimmer, in welchem Paul sich bis dahin aufgehalten hatte, zu erwarten.

Renatus war der Gang zu diesem Besuche schwer geworden, und die Bemerkungen des Grafen Gerhard hatten nicht dazu beigetragen, ihm denselben zu erleichtern.

Er war beunruhigt durch den Gedanken, wie Paul im Grunde über ihn und über jene seine Maßnahme urtheilen möge, nach welcher er ihm vor Jahren seine Angelegenheiten anvertraute. Er für sein Theil war jetzt sehr geneigt, diesen Schritt für eine romantische und großmüthige Unbesonnenheit zu halten, um derentwillen er von sich nicht schlechter dachte, die er aber doch bereute. Der Graf hatte ihm mit seiner Schilderung der rastlosen Habgier, die jedem Kaufmanne inne wohnen sollte, ein widerwärtiges Bild in die Seele gedrückt; indeß weder das Haus, in das er getreten war, noch der Raum, in welchen man ihn

jetzt gewiesen hatte, stimmten mit des Grafen Voraussetzung zusammen.

Der wohlanständige Hauswart, der ernsthafte Diener in schwarzer, bürgerlicher Kleidung, die mit Teppichen nach englischer Weise belegten Fluren und Korridors, auf denen der Tritt nicht hörbar war, konnten eben so wohl in dem Hause einer Herzogin ihren Platz finden, und dieses Zimmer, in welchem Renatus den Kaufmann zu erwarten hatte, trug vollends ein beruhigendes Gepräge. Die dunklen Tapeten, die zurückgezogenen dunklen Fenstervorhänge, der große Schreibtisch und die wenigen schweren Armstühle, die in dem Zimmer standen, sahen sehr würdig aus. Die großen Special-Landkarten an den Wänden, die nicht unbedeutende Bibliothek, welche die eine Seite des Gemaches einnahm, und eine Reihe von Modellen zu Maschinen, die auf einem der Tische aufgestellt waren, hätten auch in das Zimmer eines Gelehrten gehören können, und Renatus, der viel Freude an allem Zusammenstimmenden besaß und durch den Anblick desselben, wie durch eine angenehme Luft, sehr leicht besänftigt wurde, hätte sich wahrscheinlich auch jetzt diesem wohlthuenden Eindrucke bereitwillig hingegeben, hätte ihm nicht die ihm bevorstehende

Unterredung mit ihren unerläßlichen Erörterungen gar zu schwer auf dem Herzen gelegen und hätte er es verschmerzen können, daß er hier als ein Fremder auf den Herrn eben dieses Hauses warten mußte, das einst seiner Familie angehört hatte.

Er hatte auf die Einladung des Dieners auf einem der alterthümlichen Lehnstühle Platz genommen, die vor dem Kamine standen, und wie er von dem knisternden Feuer zu den Ausschmückungen des Simses hinaufblickte, leuchtete ihm das Arten'sche Wappen mit seinem fortis in adversis, hell von den Flammen angestrahlt, vertraut und doch schmerzlich entgegen. Er zweifelte nicht, daß auch diese hochlehnigen Eichensessel, daß der schwere, schön geschnitzte Tisch, der jetzt den Modellen und Maschinen zum Träger diente, daß diese große, altmodische Uhr einst Arten'scher Besitz gewesen waren, welcher bei der Versteigerung des Hausrathes an die neuen Eigenthümer direkt oder indirekt übergegangen war; und ungeduldig den großen, langsam fortrückenden Zeiger der Uhr verfolgend, wollte er sich eben erheben, als die Thüre, welche nach dem Comptoir ging, sich lautlos öffnete und, eben so lautlos hereintretend, der Herr dieses Hauses vor ihm stand.

Willkommen in Deutschland! sagte er; und ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie warten ließ! Ich war dazu genöthigt, um jetzt völlig zu Ihrer Verfügung zu sein. Seit wann sind Sie zurück?

Renatus antwortete, daß er schon gestern gekommen sei; aber er konnte sich in den geschäftsmäßigen, wennschon sehr verbindlichen Ton des Andern nicht gleich finden, er konnte überhaupt sich noch nicht Rechenschaft von demjenigen geben, was in ihm vorging. Das Arten'sche Gesicht, Paul's mit jedem Lebensjahre wachsende Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Freiherrn verfehlten ihre Wirkung auch jetzt wieder nicht auf dessen Sohn. Aber dieser Mann in der dunkeln, bürgerlichen Tracht, auf dessen hoher Stirn die Sorge ihre Spur in leichten Furchen zurückgelassen hatte und in dessen braunem Gelocke hier und da bereits ein weißer Silberfaden schimmerte, war das noch derselbe Offizier, der feurige Krieger, der einst wie ein Sanct Georg mit seinem flammenden Schwerte zwischen Renatus und den Tod getreten war? Auch jenem Jünglinge, mit dem der junge Freiherr einst in Seba's Zimmer so feindselig an einander gerathen war, glich Paul jetzt nicht mehr. Die frische Farbe seines Antlitzes war bleicher geworden, alle seine Züge hatten sich gefestet. Der Mund,

der Blick der Augen waren ernster, die Stimme selbst dünkte Renatus tiefer geworden zu sein, und wie ihm damals der Schwung und das Feuer des jungen Fremden eine unruhige Eifersucht eingeflößt hatten, so setzte ihn jetzt etwas Mächtiges, etwas Gebieterisches in dem Wesen dieses Mannes in Verwunderung, obschon er selbst sich ihm gegenüber, in der glänzenden Uniform, in der straffen, regelrechten Haltung, mit dem Degen an der Seite, entschieden als der Vornehmere, als das Mitglied einer höheren Kaste bedünkte. Auch war es ein Ton nachläßiger Vornehmheit, mit welchem er Tremann aufforderte, sich gar nicht zu geniren, er könne warten, denn er habe Zeit.

So besitzen Sie, antwortete Tremann ihm in der früheren, freien Weise, was mir in der Regel fehlt, und ich denke, wir machen uns eben deßhalb gleich an unsere Geschäfte. Wollen Sie ablegen? Ich bitte!

Renatus, der bis dahin nicht ohne Absicht noch immer seinen Säbel an der Seite und seinen Czako in der Hand behalten hatte, hakte den Säbel los, stellte ihn in die Fensterbrüstung, stülpte den Czako darüber, zog die Handschuhe aus, fuhr sich, in den

Spiegel blickend, der über dem Kamine hing, einige Male mit der feinen Hand durch sein wohlgepflegtes, blondes Haar und setzte sich dann mit einem unterdrückten Seufzer, wie Einer, der an eine schwere Arbeit geht, an dem Tische nieder, an welchem Tremann bereits vor ihm Platz genommen und auf dem er verschiedene Aktenstücke und Papiere ausgebreitet hatte.

Sie waren eigenthümlich anzusehen, der schöne, kräftige Geschäftsmann, der mit selbstgewisser Sicherheit sich zu seiner Arbeit anschickte, und der jüngere, eben so schöne und kräftige Offizier, dem sich das Unbehagen an dem Uugewohnten, das er über sich zu nehmen hatte, in jedem Zuge ausprägte. Mit jener kurzen Uebersichtlichkeit, zu welcher es nur ein sehr klarer Kopf bei völliger Beherrschung seines Stoffes bringt, setzte Tremann dem Freiherrn den Zustand aus einander, in welchem dessen Vermögensverhältnisse sich befänden. Er wiederholte ihm und erklärte ihm ausführlicher, als es in seinen Briefen geschehen war, daß die allmählich aufgehäufte Schuldenlast und die daraus erfolgenden Zinszahlungen es jetzt völlig unmöglich machten, die Angelegenheiten in der gewohnten Weise fortzuführen, und er kam darauf zurück, daß es großer, durchgreifender Entschlüsse bedürfe,

wenn man zufriedenstellende Erfolge erzielen wolle. Er trug die Summen zusammen, welche allmählich auf Rothenfeld und Neudorf aufgenommen worden waren, erinnerte Renatus daran, daß man sein mütterliches Kapital, welches der verstorbene Freiherr zur ersten Stelle auf Richten eintragen lassen, noch vor dem Ausbruche des Krieges mit der Zustimmung von Renatus auf eine zweite Hypothek gestellt habe, weil es nothwendig gewesen sei, neue namhafte Kapitalien herbeizuschaffen, die man gegen dritte Hypotheken nicht habe erhalten können, und schließlich hielt er dann den gegenwärtigen Werth der Güter jener Schuldenlast gegenüber, welcher dieselbe freilich noch immer überstieg, aber doch nicht mehr in solcher Weise überstieg, daß es für Renatus möglich gewesen wäre, sich noch als einen reichen Mann zu betrachten.

Die unwiderlegliche Gewalt der Zahlen übte auf Renatus in diesem Falle eine erschreckende Wirkung. Indeß er war von Jugend auf gewohnt, mit sicheren Hoffnungen, mit dem Glauben an das Fortbestehen seiner ausgezeichneten Verhältnisse in die Zukunft zu sehen, und sich von dem unangenehmen Eindrucke rasch emporraffend, sagte er mit der vornehmen Leichtigkeit, die er eben so wohl als der verstorbene Freiherr,

wenn es ihm paßte, anzunehmen wußte: Das klingt allerdings bedenklich und würde auch bedenklich sein, wenn man genöthigt wäre, in diesen immer noch ungünstigen Zeiten zu dem Verkaufe eines solchen Besitzes zu schreiten; glücklicher Weise ist das nicht der Fall!

Treman, der mit großem Bedachte und reiflichem Ernste seine Auseinandersetzungen gemacht und sich dabei so schonend als möglich geäußert hatte, weil er gerecht genug war, den jungen Freiherrn nicht für die ungünstige Lage verantwortlich zu machen, in welche seine Güter durch die Schuld seines Vaters gebracht worden waren, fühlte sich durch das ganze Betragen und durch die Leichtfertigkeit des Freiherrn doch bewogen, diese Schonung nicht weiter zu üben, und trocken und ohne allen Umschweif sagte er: Wie die Weltlage und unsere industriellen und gewerblichen Verhältnisse sich mir darstellen, ist ein rasches Steigen der Güterpreise nicht vorauszusehen, und wenn Sie Sich jetzt nicht entschließen, Neudorf und Rothenfeld so bald als möglich zu verkaufen, werden Sie nach drei Jahren nicht mehr im Stande sein, auch nur Richten zu behaupten.

Renatus wurde plötzlich blaß. Er konnte die

frühere leichte Weise solchem Ausspruche gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten, und Tremann schien es auch gar nicht auf eine Gegenäußerung von ihm abgesehen zu haben. — Ich mußte mich, fuhr er fort, als ich mich, Ihrem Wunsche gemäß, dem Amte unterzog, das mein verstorbener Compagnon nach Ihres Herrn Vaters Tode von Ihnen übernommen hatte, erst selber genauer über eine Menge von landwirthschaftlichen Fragen und namentlich über die Zustände in Ihren Provinzen unterrichten, da man ohne eine vollständige Einsicht in diese Dinge nur ein schlechter Berather sein würde, und der ehemalige Amtmann Ihres Herrn Vaters, der Gutsbesitzer Steinert, ist mir dabei mit seiner Einsicht und, ich darf sagen, mit seinem guten Willen, Ihnen behülflich zu sein, sehr nützlich gewesen. Nach seinen Mittheilungen ist seit fast dreißig Jahren, seit dem Tode Ihres Großvaters, wie Steinert es nannte, so gut wie gar nichts in die Güter hineingesteckt, wohl aber alles aus ihnen herausgezogen worden, was sie irgend herzugeben vermochten. Der Krieg und die untüchtige Verwaltung des jetzigen Amtmanns, mit dem man aus Vorschnelle und Bequemlichkeit, ohne ihn zu kennen, auf lange Jahre hinaus einen Vertrag gemacht hatte, der ihn

halbwegs wie einen Pächter hinstellt, der aber keine Kaution irgend einer Art geleistet hat, sind unheilvoll dazugekommen. Die Güter befinden sich in dem völligsten Verfalle. Sie haben allerdings in Richten ein großes Schloß, in Neudorf eine Kirche und ein Pfarrhaus, in Rothenfeld die neue katholische Kirche und daneben sogar noch jene Art von Seminar. Das sind Baulichkeiten genug, aber es sind unfruchtbare, geldkostende Gebäude, und es fehlt an allem Nöthigen — es fehlt an Scheunen und an Ställen, es fehlen Wohnungen für eine größere Anzahl Leute, die herbeigezogen werden müßten, wenn man die Verbesserung des Bodens ernstlich betreiben wollte. Man müßte vierzig, fünfzig Tausend Thaler in die Hand nehmen können, um auf den drei Gütern nur die nothwendigsten Gebäude herzustellen. Man müßte eine eben so große Summe anwenden, um ein Vieh-Inventar herbeizuschaffen, wie es einem sochen ausgesogenen Güter-Complexe nothwendig wäre, und müßte die Mittel haben, durch die ersten Jahre nicht nur diesen Viehstand, sondern auch die Leute völlig durchzuhalten, bis die Güter selber den Aufwand wieder tragen könnten. Wo wollen Sie diese Kapitalien, diese Mittel finden? Wie wollen Sie es machen, diese neuen Ka=

pitalien besten Falles aus dem gegenwärtigen Ertrage der Güter, neben den ohnehin laufenden alten Zinsen, zu verzinsen?

Er nahm, da Renatus keine Antwort darauf zu geben vermochte, die Papiere zur Hand, welche den letzten Jahresabschluß des Amtmanns enthielten, und jene andern Berichte, die er sich vierteljährlich von ihm hatte senden lassen. Der gegenwärtige Reinertrag der Wirthschaft hatte, da Renatus sich allmählich in der französischen Hofgesellschaft auch an einen größeren Aufwand gewöhnt hatte, kaum die Höhe der Summe erreicht, welche er sich in den beiden letzten Jahren als Zuschuß nach Paris hatte nachsenden lassen, und um den Haushalt und die Bedürfnisse der Baronin und ihrer Gäste zu bestreiten, hatte man gelegentlich von den Kaufleuten in den kleinen, den Gütern nahe gelegenen Städten einzelne Beträge in verschiedener Höhe entnommen, die sie, weil alle diese kleinen Kaufleute die Vermögenslage des Freiherrn kannten, nur unter den ungünstigsten Bedingungen hergegeben hatte. Sie waren, da auch hier sich Zins zu Zins gefügt, zu einer Summe angewachsen, die Renatus in Erschrecken versetzte, und zum ersten Male seiner selber nicht mehr Meister, rief er, sich gegen die Stirn

schlagend: Furchtbar, furchtbar! Da ist ja gar kein Ausweg möglich!

Er war aufgestanden und hatte mit hastiger Hand die Haken und Knöpfe seiner Uniform geöffnet, es wurde ihm angst und bange. Wie verkörpert stiegen die Berechnungen gewaltig vor ihm in die Höhe und drängten auf ihn ein. Alle, alle, alle gegen den Einen, gegen ihn! Hier war für ihn kein Durchhauen möglich — und hier zu unterliegen war nicht, wie in einer guten Sache auf dem Schlachtfelde, eine Ehre — hier zu unterliegen war ein Schimpf!

Tremann, der ihn seit dem Beginne ihrer Unterredung genau beobachtet hatte, errieth und sah, was in dem jungen Freiherrn vorging, und, wie bei allen tüchtigen Menschen, waren seine Theilnahme und sein Mitleid leicht erregbar, wo er an die Möglichkeit einer nachhaltigen Hülfe glauben konnte.

Nur Muth, Herr von Arten! rief er; die Sache steht allerdings nicht sonderlich, doch ist sie keineswegs verloren, noch ist sie zu halten, Sie müssen nur den Muth nicht sinken lassen!

Aber der natürliche und wohlgemeinte Zuspruch brachte auf das jetzt doppelt verletzbare Gemüth des Freiherrn nicht die beabsichtigte Wirkung hervor; denn

die feinen Augenbrauen zusammenziehend, sagte er: An Muth hat es noch keinem Arten je gefehlt, und wenigstens diese Eigenschaft unseres Hauses geht mir sicherlich nicht ab.

Tremann ließ diese unberechtigte Gereiztheit völlig unbeachtet. Mit einer beruhigenden Milde, die seinem ernsten Antlitze eine Schönheit verlieh, gegen welche Renatus selbst in diesem Momente sein Auge nicht verschließen konnte, sprach er: Es konnte mir nicht einfallen, Herr von Arten, an Ihrem Muthe, an dem sogenannten Heldenmuthe in Ihnen zu zweifeln, der im entscheidenden Augenblicke mit Selbstvergessenheit sein Leben daran zu geben weiß. Mich dünkt, in dieser Art von Muth haben wir Beide Gelegenheit gehabt, unsere Proben abzulegen. Er hielt inne, als wolle er dem Andern die Zeit vergönnen, sich auszusprechen; da Renatus aber schwieg und sein Antlitz sich nicht erhellte, sagte Tremann nachdrücklich, wennschon mit derselben unerschütterlichen Gelassenheit: Es gibt aber einen Muth, der weniger leicht zu behaupten ist, als jener von der fortreißenden Macht einer begeisterten Masse oder von der Erregung eines gewaltigen Augenblickes erzeugte Heldenmuth; ich meine den moralischen Muth, jenen guten, stillen Muth des

Mannes, der seine Ehre darein setzt, sich mit aller seiner Kraft in verschuldetem oder nicht verschuldetem Mißgeschicke zu behaupten, der entschlossen ist, mit jahrelang währender Arbeit, mit Sorgen und Mühen, die Niemand sieht und die in vielen Fällen Niemand sehen und kennen darf, seinen Verpflichtungen zu gegenügen, und der herstellen und schaffen will, was für ihn und für Andere das Geforderte, das Gebotene ist. Fühlen Sie von diesem schweigenden, beharrlichen, recht eigentlich bürgerlichen Muthe etwas in Sich, Herr von Arten — nun, so brauchen Sie über Ihre Lage noch keineswegs zu erschrecken, denn ich wiederhole es Ihnen: noch ist Hülfe möglich!

Renatus konnte sich gegen die Würdigkeit dieses Mannes nicht verschließen, zugleich aber fühlte er jenen hochmüthigen Arten'schen Aberglauben noch einmal in sich rege werden, der erst gestern dem Grafen Gerhard Anlaß gegeben hatte, ihn zu verspotten. Zum zweiten Male stellte dieser Tremann sich zwischen ihn und eine ihm drohende Gefahr. Er hatte ihm im Kampfe der offenen Feldschlacht einst durch seinen Muth das Leben erhalten; weßhalb sollte er von dem Schicksal nicht auch bestimmt sein, ihn eben so vor dem andern Untergange zu bewahren, der ihm jetzt zu

drohen schien? Und von der Bewegung, in welche dieser Gedanke ihn versetzte, über seine sonstige enge Schranke des Empfindens fortgerissen, rief er plötzlich: Soll ich Ihnen — er wollte hinzusetzen: eben Ihnen denn Alles zu verdanken haben? — Aber er unterdrückte diesen Zusatz, und obschon Paul das wohl bemerkte, focht es ihn nicht an. Im Gegentheil, dasjenige, was Renatus aufregte, dünkte ihn nur ein ganz Natürliches zu sein. Er hatte dem jungen Manne, der an sich völlig schuldlos an allem demjenigen war, was in Paul's Schicksal mit den Schicksalen der Herren von Arten zusammenhing, mit Gefahr des eigenen Lebens das Leben gerettet; es erschien ihm also, da er sich einmal bereitwillig hatte finden lassen, die Arten'schen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, eben deßhalb jetzt nur folgerecht, daß er, so viel an ihm war, auch dazu that, den Freiherrn auf den Weg zu weisen, auf welchem er sein Leben ehrenhaft und würdig weiter fortzuführen vermochte.

Ich war, hob Paul nach kurzer Unterbrechung also wieder an, da ich nach fast vierjähriger Abwesenheit aus dem Felde kam, Ihnen will ich es zu Ihrer Ermuthigung bekennen, ziemlich in der gleichen Lage,

in der Sie gegenwärtig sind. Mein Vorgänger hatte mit den Anforderungen der Zeit nicht Schritt zu halten vermocht, wir waren durch seine Schuld in die bedenklichsten Geschäfte und Unternehmungen verwickelt, es waren bereits große Verluste vorgekommen, und da ich ohnehin nach dem Willen des verstorbenen Herrn Flies die Kapitalien seiner Tochter gänzlich aus dem Geschäfte herauszuziehen hatte, fand ich mich nach meiner Heimkehr eines Tages auf dem Punkte, an dem ich, um den augenblicklich auf mich eindringenden Forderungen gerecht zu werden und mit meinem guten Namen auch meine bürgerliche Ehre und meinen kaufmännischen Kredit zu erhalten, wie ich es Ihnen eben jetzt gerathen habe, Alles an Alles setzen mußte.

Was heißt das: in Ihrem Falle? fragte Renatus mit wachsender Spannung.

Das heißt, daß ich alles, was ich an Fonds, an Papieren, selbst an Immobilien besaß, unter den ungünstigsten Verhältnissen verkaufen mußte, um die auf unsere Firma laufenden Wechsel einlösen und dem Mißtrauen begegnen zu können, das sich durch die in meiner Abwesenheit gemachten unglücklichen Geschäfte und Unternehmungen gegen unser Haus erhoben hatte.

Es kam ein Abend, sprach er langsam und nach-

drücklich, es kam ein Abend, an welchem ich, nach Wochen und Monaten voll der schwersten Sorgen, voll schlafloser Nächte, mir sagen mußte, daß ich jetzt fast so pfenniglos da stände, als an dem Tage, an welchem ich in die Welt hinausgegangen war, und mir fehlten jetzt die feurige Hoffnung der ersten Jugend und die zwanzig Jahre voll rüstiger Kraft, in denen ich mir meinen Weg geschaffen und mein Vermögen erworben hatte. Ich besaß an jenem Abende, setzte er nach einem tiefen Athemzuge mit schwerem, gewichtigem Tone hinzu, nicht viel mehr, als das Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, nicht viel mehr, als das unbedingte Vertrauen derjenigen, mit denen ich meine Geschäfte gemacht hatte, und die Ueberzeugung, daß ich mich auf mich selbst und auf meine Arbeitskraft verlassen könne. Das aber ist ein Großes! — Und wieder entstand eine neue Pause.

Trotz seines starken Herzens hatten die Erinnerungen, welche er eben nicht häufig in sich zu erwecken gewohnt war, den ernsten Mann erschüttert, während in Renatus die widersprechendsten Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen auf und nieder wogten. Bald fühlte er sich geneigt, sich Tremann mit Bewunderung in brüderlicher Verehrung in die Arme zu

werfen; dann wieder bedünkte es ihn, als dürfe er demselben, ohne sich etwas zu vergeben, nicht eine Genugthuung bereiten, deren er jetzt ohnehin schon vollauf genießen mußte; denn daß ein Mann das Rechte um des Rechten willen thun, daß er fördern und Hülfe leisten könne, ohne dabei an sich selbst und an die Wirkung zu gedenken, welche diese Hülfsleistung auf das Gefühl des Geförderten hervorbringt, das einzusehen dazu war die Seele des jungen Freiherrn nicht gemacht. Und doch fühlte er, daß er nicht schweigen dürfe, daß er Tremann mindestens ein Zeichen seiner dankenden Anerkenntniß schuldig sei.

Ich bewundere Ihre Entschlossenheit, sagte er endlich, und ich wünschte, ich befände mich in so einfachen Verhältnissen, wie Sie, daß ich das Gleiche möglich machen und mich doch behaupten könnte. Unser Standpunkt ist nur wieder sehr verschieden.

Tremann sah ihn prüfend an. Er hörte aus den Worten des Freiherrn, was in dessen Seele vorging, aber er gab nichts auf die hochmüthige und vorurtheilsvolle Ueberhebung, mit welcher jener seine Zustände als ganz besondere von denen des bürgerlichen Kaufmanns abzutrennen suchte; und wie der Arzt die Ungebühr des Kranken nur als ein Krank-

heitszeichen ansieht, das ihn nicht beirren darf, sagte Tremann: Das ist vielleicht nicht so schwer, als es Sie dünkt, und ich bin bereit, Ihnen meine Ansicht und meine Plane für Sie mitzutheilen, wenn Sie mir vorher ein paar Fragen beantworten wollen. Haben Sie Liebe für das Landleben? Denken Sie, Sich auf Ihren Gütern aufzuhalten?

Ich bin auf dem Lande geboren, und die Herren von Arten haben stets auf ihren Besitzungen gelebt, es ist ein Herkommen unter uns, gab er abermals ausweichend zur Antwort.

Das fing Paul endlich doch zu verdrießen an. Wir haben es hier nicht mit Ihren Familien-Traditionen, Herr von Arten, sondern mit Ihren Möglichkeiten zu thun, sagte er schärfer, als er bis dahin zu dem Freiherrn gesprochen hatte, und zu der Uhr emporsehend, fügte er hinzu, daß ihm in einer halben Stunde eine Geschäftsbesprechung bevorstehe, daß er also genöthigt sei, dem Freiherrn in großen Umrissen die Möglichkeiten und Maßnahmen vorzuzeichnen, mittels deren er es für thunlich halte, die Arten'schen Verhältnisse zu ordnen und durch Rettung eines Theiles des Vermögens die Mittel zu einer allmählichen Wiederherstellung desselben zu gewinnen.

Er rieth, Neudorf und Rothenfeld sofort zu verkaufen. Für .Neudorf finde sich in dem Baurath Herbert, der einst die Rothenfelder Kirche aufgeführt und bei der Gelegenheit den Werth der Neudorfer Steinbrüche habe kennen lernen, ein Käufer, da der Baurath mit Andern in Gemeinschaft eine regelmäßige Ausbeutung der Brüche unternehmen möchte. Auch auf Rothenfeld sei ein den Zeitumständen nach recht günstiges Gebot gethan. Nach dem Verkaufe dieser Güter werde Renatus die Möglichkeit besitzen, seine Wechselschulden zu tilgen, die hoch verzinsten Hypotheken von Richten theilweise abzulösen und dann Geld von der Landschaft zu geringern Zinsen auf Richten zu erhalten. Sei dies geschehen, so frage es sich, ob der Freiherr es nicht vorziehe, im militärischen Dienste zu verbleiben, in welchem er sich eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet und den Weg zu weiterem Vorwärtskommen gebahnt habe. Man mache an einen Privatmann, welchem Stande er auch angehöre, in einer großen Stadt nicht die Ansprüche, die man gewohnt sei, an die Herren von Arten auf ihrem Schlosse zu erheben. Der Hauptmann von Arten könne in der Stadt sehr standesgemäß mit dem achten Theile der Summe leben, welche der Freiherr von Arten einst in Richten all-

jährlich ausgegeben habe. Ueberantworte man Richten einem rechtschaffenen und vermöglichen Pächter, nachdem man die Bauten hergestellt, das Inventarium vervollständigt und somit die Mittel vorbereitet habe, welche zur Verbesserung des Gutes unerläßlich wären, so werde man sich in der Lage befinden, jährlich einen Theil der auf Richten dann noch haftenden Schulden zu tilgen. Noch im rüstigsten Mannesalter aber könne Renatus dann wieder Herr eines Besitzes sein, der bei den Fortschritten, welche die Bodenkultur nach den neuen Forschungen und Erfahrungen der Engländer und Franzosen nothwendig auch in Deutschland machen müsse, immer noch ausreichend groß genug sein werde, ihm, wenn er dann den Abschied nehmen und, nach seinem Familien-Herkommen, sich auf seinem Gute niederlassen wolle, auch auf dem Lande ein reichliches Leben möglich zu machen und den Seinen ein schönes Erbe zu werden. Wolle Renatus aber jetzt gleich den Dienst aufgeben, um sich auf sein Stammgut zurückzuziehen, nun, so bleibe ihm nichts übrig, als den Degen ehrlich mit dem Pfluge zu vertauschen, die Landwirthschaft gründlich als einen Beruf zu erlernen, die Bewirthschaftung seines Gutes selbst zu übernehmen und zu sehen, in wie weit es ihm gelinge,

mit tüchtigen Gehülfen das Gut zu heben und seine Bedürfnisse mit seinen Einnahmen in das Gleiche zu setzen, wobei denn freilich auch auf die unüberlegten Ausgaben der Baronin Vittoria Rücksicht genommen und die Erziehung des jungen Freiherrn Valerio in eine andere Richtung als bisher geleitet werden müßte.

Renatus hatte ihm schweigend zugehört. Als Tremann dann geendet hatte, dankte Jener ihm für diese gewiß sehr richtigen und höchst wohlgemeinten Auseinandersetzungen und für seine Rathschläge; aber, sagte er, ich sehe und fühle, wo der Punkt liegt, den Sie bei Ihren Planen für meine Unternehmungen nicht in's Auge fassen und den ich unberücksichtigt zu lassen nicht im Stande bin, ja, den ich, selbst wenn ich es über mein Gefühl vermöchte, nicht unberücksichtigt lassen darf. Mein Onkel, Graf Berka, bemerkte mir gestern es mit Recht: dem Kaufmanne, dem bürgerlichen Gewerbetreibenden, Ihnen zum Beispiel, habe alles, was Sie erwerben, nur seinen wirklichen Werth. Alles, was Sie besitzen, ist Ihnen Geld, ist Ihnen Mittel zum Zwecke. Sie geben selbst den erworbenen, liegenden Besitz mit voller Freiheit und ohne jegliches Bedenken auf, sobald es Ihnen paßt, und es ändert sich in Ihrem Sein damit nicht

das Geringste, wenn Sie ein Haus, ein Gut kaufen oder es verkaufen und wieder zurückkaufen, wie der Anlaß sich eben dazu bietet. Wir aber, wir befinden uns in einer solchen Lage nicht. Unsere Verhältnisse sind völlig anders. Wir, sagte er mit besonderer Betonung, wir sind durch langjährigen Besitz Eins geworden mit unserem Grunde und Boden, mit unserem Lande und unseren Schlössern. Wir tragen ihren Namen, sie sind unser Unterscheidungszeichen. Ein junger Baum — setzen Sie ihn von seinem heimathlichen Boden fern, wohin Sie wollen — er kann auch in der fremden Erde wachsen und gedeihen. Ein Stamm, der, weithin schattend, durch Jahrhunderte seine mächtigen Wurzeln durch dasselbe Erdreich fortserstreckte . . .

Geht aus, fiel Paul ihm in die Rede, wenn er den Boden ausgesogen hat, aus dem er seine Nahrung schöpfte.

Das ist wohl möglich, entgegnete Renatus mit einem Ausdrucke von Schwermuth in seiner Stimme, die der Andere an ihm noch nicht wahrgenommen hatte, das ist möglich; aber es ist sicher, wenn Sie es unternehmen, ihn zu entwurzeln und ihn zu verpflanzen. Und tief aufathmend, setzte er hinzu:

Sie sprechen zu mir mit einem Antheile, den ich dankbar anerkennen muß. Indeß Sie haben nur die eine Seite meiner Verhältnisse im Auge, und Sie vermögen die andern in ihrer ganzen Bedeutung wohl nicht zu ermessen. Sie sagen mir: verkaufen Sie Neudorf. Aber Neudorf war der erste Besitz unseres Hauses. Der Hochmeister Winrich von Knipprode belehnte im vierzehnten Jahrhunderte meinen Ahnherrn, nach der Schlacht von Rudau, mit der Feldmark Neudorf. Neudorf ist seit nahezu vierhundert Jahren unser Eigenthum. Es wäre mir, wenn ich Neudorf fortgäbe, als zöge ich mir den Boden unter den eigenen Füßen fort, um mich darauf zu verlassen, daß ich im Nothfalle fliegen lernen werde. Das vermag ich nicht. Sie sagen mir: verkaufen Sie Rothenfeld, und Sie bedenken nicht, daß in der Rothenfelder Kirche, die meine Eltern aufgerichtet haben, jetzt die Gebeine meiner Eltern, meiner Ahnen ruhen, daß ich von ihnen die fromme Pflicht ererbte, in Rothenfeld eben jenes Stift für katholische Knaben zu erhalten.

Es wird Ihnen das in keinem Falle lange mehr möglich sein, warf Paul abermals dazwischen, auch wenn Sie Sich nicht zu der gedachten durchgreifenden Aenderung vermögen.

Und nun vollends Richten verpachten, das Haus veröden lassen, sagte Renatus wie zu sich selber, das seit mehr als hundertfünfzig Jahren uns von Geschlecht zu Geschlecht in sich geboren werden und sterben sah? Unmöglich, ganz unmöglich — es muß einen anderen Ausweg geben!

Tremann erhob sich; seine Geduld war erschöpft, seine freie Zeit zu Ende. Ich begreife Ihre schmerzlichen Empfindungen, sagte er, und ich hatte nicht erwartet, daß Sie Sich leichten Herzens zu den schweren Schritten entschließen würden. Aber täuschen Sie Sich darüber nicht, Herr von Arten, Sie haben keine Zeit, Sich Ihren Empfindungen zu überlassen. Ich sehe, und es gibt sicherlich für Sie keinen anderen Ausweg, als den, welchen ich Ihnen angedeutet habe. Sie müssen Neudorf und Rothenfeld verkaufen, Sie müssen Richten verpachten, wenn Sie Sich nicht zu persönlicher Arbeit bequemen mögen, die, wie ich fürchte, auch gegen Ihre bisherigen Gewohnheiten und wahrscheinlich ebenfalls gegen die Ueberlieferungen Ihres Hauses verstößt. Ich habe das Amt, mit dem Sie mich betrauten, nur bis zu Ihrer Rückkunft übernommen. Wollen Sie Sorge dafür tragen, daß Ihrer Frau Stiefmutter jetzt ein anderer Kurator, Ihrem

Bruder baldigst ein anderer Vormund gegeben werde, und wollen Sie es mir ermöglichen, daß ich in Bälde die Papiere, die ich in meiner Obhut habe, einem Anderen, vielleicht weniger Beschäftigten überliefern kann, so wird das meinen eigenen Arbeiten zu Gute kommen und ich werde es Ihnen danken.

Renatus hatte sich jetzt auch erhoben. Er schnallte den Säbel wieder um, nahm den Czako zur Hand, und so auf's Neue in voller Uniform, entschuldigte er sich gegen Tremann, daß er ihn also lange aufgehalten, ohne von seinen guten Absichten und Meinungen den von Jenem erwarteten Nutzen gezogen zu haben. Er versprach, sobald es ihm irgend thunlich werde, Paul's gänzliche Entlastung zu bewirken, verhieß, die Arten'schen Akten und die Vormundschafts-Papiere seines Bruders in kürzester Zeit an sich zu nehmen, und sie trennten sich darauf höflich, aber kalt.

Der Freiherr sprach allerdings dem Kaufmanne seinen Dank und seine Anerkennung zu wiederholten Malen aus; Paul nahm dieselben auch mit seiner gewohnten guten Weise hin, indeß sie waren sich durch diese Begegnung um keinen Schritt näher getreten, sie hatten sich nur weiter und entschiedener als je von einander getrennt empfunden.

Als Paul dann auf der Wendeltreppe, die er sich aus seinem Arbeitszimmer nach Davidens Wohnstube hatte legen lassen, hinaufstieg, fand er die beiden Frauen seiner bereits wartend. Er umarmte die junge Mutter, reichte Seba die Hand, und als sie ihn mit ihren immer noch schönen Augen ruhig und heiter anblickte, umarmte er auch sie. Er fühlte eine große Zärtlichkeit für sie, weil es ihm gelungen war, von ihrem Herzen eben heute eine Kränkung abzuwenden.

Trotz seiner Freundlichkeit merkte Davide, deren Liebe sie hellsehend machte, dennoch, daß ihm etwas nicht ganz recht sein oder daß er eine Unannehmlichkeit zu überwinden gehabt haben müsse, und sie fragte, um ihm Anlaß zur Mittheilung zu geben, weßhalb er sie also lange habe auf sich warten lassen.

Ich habe verschiedene Besprechungen gehabt, und zuletzt war Herr von Arten, der gestern von Paris gekommen ist, sehr lange bei mir, gab er ihr zur Antwort.

Und wie hast Du ihn gefunden? rief Seba, in welcher die Theilnahme für den Sohn ihrer Angelika sich augenblicklich wieder regte.

Er ist ein schöner Mann geworden, breitschulterig

und kräftig, ein sehr schöner Mann, gab er zur Antwort, während er sich zum Imbiß niedersetzte.

Und wie ist er sonst geworden? fragte Jene noch einmal.

Nicht anders, als er gewesen ist. Es geht ihm wie dem Herrscherstamme der Bourbonen, von deren Hofe er nach Hause kommt. Er hat nichts gelernt und hat nichts vergessen.

Was will das in seinem Falle besagen? erkundigte Davide sich, der die Mißstimmung ihres Gatten jetzt erklärlich wurde.

Was das sagen will, mein Kind? Nun, er möchte sein Leben genießen, wie sein Vater und seine Ahnen es genossen haben; möchte wie sie die Herrschaften besitzen und geachtet leben und sterben wie sie. Er hat auch recht viel schöne Empfindungen — nur zur Arbeit hat er keine Lust.

Die Frauen schwiegen. Sie mochten sich erinnern, daß sie es gewesen waren, die Paul gegen seine Absicht überredet hatten, sich mit den Arten'schen Angelegenheiten zu befassen, und da er dieses wohl errieth, sagte er, gleich darauf bedacht, ihnen jede Reue zu ersparen:

Macht Euch um meinetwillen darüber keine Sorge, meine Lieben! Ich erleide durch Renatus keine Enttäuschung, habe obenein in dieser Verwaltung mancherlei erfahren und gelernt, das mir gelegentlich von Nutzen sein wird; und auf eine Handvoll Arbeit kommt es mir glücklicher Weise nicht an.

Und Du glaubst, daß er sich nicht rathen lassen, sich nicht ändern werde? erkundigte sich Seba noch einmal.

Nein; denn wie sollten Menschen, die sich für eine besondere Abart halten, sich verständig in die der großen Gesammtheit gemeinsamen Bedingungen der Gegenwart zu schicken wissen? — Er schüttelte das Haupt und sprach danach sehr ernsthaft: Täuscht Euch nicht darin: Alles und Jedes hat nur einen zeitweisen Bestand, eine zeitweise Möglichkeit des Bestehens. So gewiß als die fortschreitende Kultur die gemeinschädlichen Thiere in die Einöden zurückdrängen und endlich völlig ausrotten muß und wird, so gewiß muß und wird die fortschreitende Bildung, die in dem Leisten und Schaffen den höchsten Beruf des Menschen, und in der Freiheit und Genuß bereitenden Arbeit ihre höchste Ehre erkennt, über alle die Geschlechter

hinweggehen, die ohne Nutzen für die Gesammtheit leben und, sich von ihr ausschließend, sich hinter Vorrechten und Vorurtheilen verschanzen und halten zu können glauben. Was werthlos für das Allgemeine ist, muß untergehen; und kein Adelsbrief und keine Großthat irgend eines Ahnen kann dagegen schützen, kann die Allgemeinheit schadlos halten für unberechtigte Ansprüche und für hochmüthige Arbeitsscheu. Mögen sie zu Grunde gehen!

Er hatte dieses Verdammungsurtheil, dessen letzte Worte in seinem Munde und in seinem ernsten Tone etwas Gewichtiges und Furchtbares gewannen, noch nicht beendet, als die Wärterin ihm seinen Knaben in das Zimmer brachte. Der derbe Bursche streckte dem Vater die kleinen Arme entgegen, und kaum hatte dieser ihn auf seinen Knieen, als der Knabe sich mit all seinen Kräften aufzurichten strebte, um das Stück Brod zu erlangen, das in einiger Entfernung vor dem Vater auf dem Tische lag. Die Frauen lachten über die lebhaften, wenn auch noch ungeschickten Bewegungen des kleinen Menschen, und ihm emporhelfend, rief der Vater mit sichtlichem Vergnügen: So recht, so recht, mein Sohn, hilf Du Dir selber zu Deinem Brode — ich hab's eben so gemacht —

und ich denke, das soll uns wohl bekommen! Geh' nur gerade darauf los! — Und in bester Laune kehrte er nach kurzer Unterbrechung in sein Comptoir und zu seiner täglichen Arbeit zurück.

Vierzehntes Capitel.

Renatus ward den ganzen Morgen durch seine Dienstgeschäfte und seine geselligen Verpflichtungen in Anspruch genommen. Er hatte sich bei seinen Vorgesetzten vorzustellen, alte Bekannte und Freunde aufzusuchen, und überall fand er einen Empfang, der ihn die unangenehmen Erörterungen der ersten Morgenstunde bei seinem wenig tiefen Sinne leicht vergessen machte. Allerdings wurde auch von seinen Vorgesetzten wie von seinen Freunden die Frage, ob er im Dienste bleiben oder sich auf seine Güter begeben werde, mehrfach angeregt, aber es geschah in einer Weise, welche deutlich kund gab, wie man bei einer solchen Entschließung an die vollste Freiheit von seiner Seite glaube und höchstens den Wunsch seiner künftigen Gattin, denn man deutete ihm überall an, daß man um sein Verlöbniß mit der Gräfin

Rhoden wisse, als einen ihn bestimmenden Einfluß in Betracht bringe.

Wohin er kam, begegnete er einer großen Zufriedenheit und den besten Hoffnungen für die Zukunft des Vaterlandes, in welche denn selbstverständlich die besten Aussichten für den Einzelnen immer mit eingeschlossen waren. Man rühmte sich nicht, wie Renatus das in Frankreich erlebt hatte, eines gewaltsamen Rückschrittes in die Zustände der Vergangenheit, aber man sprach es in den militärischen und adeligen Kreisen doch unzweideutig aus, wie man froh sei, daß jene Tage einer unnatürlichen Aufregung nun überstanden und überwunden wären, in denen die Masse des Volkes über ihre eigentlichen Gränzen hinausgetrieben und, freilich durch die Nothwendigkeit, ihrem häuslichen Leben wie ihrem Berufe und Gewerbe abwendig geworden war. Man erkannte mit Zufriedenheit, wie der Strom der Bewegung jetzt aufs Neue richtig eingedämmt, in sein altes Bett zurückgeleitet werde, und wie die natürliche Gliederung der Stände sich gleichsam von selber wieder herstelle, seit man in den höchsten Kreisen die schönen, würdigen Formen der Etiquette wieder strenger aufrecht halte. Besonders jedoch versprach man sich von der Verbin-

dung der Königstochter mit dem russischen Thronfolger, dessen Gesinnungen und Charakter man höchlich pries, wie von dem engen Anschlusse an das konservative Oesterreich, daß man nun auch in Preußen schnell den phantastischen, demagogischen Freiheitsgelüsten, die einer ruhigen Entwicklung des Staatslebens im Wege ständen, das Ende machen werde. Und da man von oben herab einzelnen hartbedrängten adeligen Grundbesitzern mit großen Darlehen zu Hülfe gekommen war, sah man, wenn in Preußen auch nicht die Milliarde von Franken in Aussicht stand, mit welcher man die Ausgewanderten in Frankreich entschädigt hatte, doch für den Adel des Landes sehr beruhigt und hoffnungsreich in die Zukunft hinaus.

Als Renatus dann am Abende, wie er es versprochen hatte, seinen Oheim besuchte und ihm von seinem Tagewerke Rechenschaft geben sollte, gestand er diesem, daß er dieses Tagewerk, wie er es nannte, mit einer Uebereilung, ja, recht eigentlich mit einer Dummheit angefangen habe.

Der Graf begehrte natürlich zu wissen, was das heißen solle, und sein Neffe entgegnete: Ich habe gegen die ersten Grundsätze der Kriegführung gesündigt und dafür eine Schlappe davongetragen. Ich

habe mir unnöthig eine Blöße gegeben, die ich mir hätte sparen können, hätte ich, wie sich's gebührte, erst den Grund und Boden und die Gegend genau untersucht, in die ich jetzt fast als ein Fremder zurückgekommen bin.

Er erzählte darauf, wie er, statt sich erst zu seinen Freunden zu begeben, gleich am Morgen zu Tremann gegangen sei, wie dieser ihm eine Besorgniß erregende Rechenschaft über seine Angelegenheiten abgestattet, wie er selber sie im trübsten Lichte angesehen und wirklich an nichts als an den Untergang gedacht habe. Um sich aber wegen dessen, was er jetzt als seinen thörichten Kleinmuth bezeichnete, zu entschuldigen, gab er dem Oheim zu bedenken, daß er die Eindrücke seiner Kindheit, in welcher er den hohen Adel Frankreichs flüchtig durch die Welt habe ziehen sehen, niemals los geworden sei, und daß er sich, von seinem Stammbesitze abgetrennt, so elend wie ein Verstümmelter, ja, wie ein Mensch ohne seinen natürlichen Schatten erscheinen würde. Er berichtete, von dem Drange nach Mittheilung dazu verleitet, alles, was er von Tremann erfahren hatte, ließ es nicht unerwähnt, daß Herbert, der dem Grafen dem Namen nach aus den früheren Zeiten wohl bekannt

zwar, auf Neudorf Absichten hege, daß auch von einem Käufer für Rothenfeld die Rede gewesen sei, und der Graf hörte ihm, ohne ihn zu unterbrechen, geduldig zu.

Dann, als jener geendet hatte, sprach er: Ja, sie regen sich gewaltig, diese Herren vom Geldsacke und von der Hacke, und man könnte wirklich mitunter meinen, das goldene und das eiserne Zeitalter rückten gleichzeitig, und zwar zu unserem Verderben, auf uns heran. Glücklicher Weise aber hat es keine Noth mit ihnen. Ihre Interessen sind tausendfältig, kreuzen und widerstreben einander, und die unseren sind eines — eines und dasselbe durch die ganze Welt! Ihre Habgier trennt sie, unser berechtigtes Verlangen, das Unserige, seien es Rechte oder Besitzthümer, zu erhalten, zwingt uns zur Einigkeit. Wir gipfeln in dem Throne, den wir stützen, sie suchen nach einer Gestaltung, die Alle auf gleiche Höhe stellt, und sie verflachen und vernichten sich auf diese Weise, während wir uns durch unsere Gliederung und Unterordnung zugleich vertiefen und erheben. Es hat keine Noth mit ihnen und mit uns! Ich habe sie unter den Franzosen studirt und kennen lernen, diese republikanischen Grafen von vorgestern und Prinzen von gestern! —

Er lachte. — Du hast ja selber Proben von ihnen hier bei mir gesehen. Schmutziges, habgieriges Gesindel, das Jeden für käuflich hielt, weil es selber käuflich war!

Renatus hörte dem Grafen nicht ohne Wohlgefallen zu, aber er wurde an seinen eigenen Erinnerungen und Erlebnissen irre. Indeß wie alles in sich Vollendete, hat auch die vollendete Heuchelei für denjenigen, der einer solchen nicht fähig ist, etwas, das ihn wenigstens für Augenblicke und oft für lange Zeit beherrschen und blenden kann, besonders wenn ihre Aeußerungen den persönlichen Ansichten und Wünschen dessen begegnen, an den sie gerichtet sind; und alles, was Renatus von seinem Oheim vernahm, war dazu geeignet, ihn zu beruhigen. Freilich entsann er sich gar wohl der Vorschläge und Anträge, welche der Graf ihm eben hier in diesem Zimmer zur Zeit der französischen Herrschaft gethan hatte; er erinnerte sich auch aller der Gerüchte, die über seinen Oheim in Umlauf gewesen waren, und des Tadels und der Unzufriedenheit, ja, des schweren Kummers, zu welchen derselbe seiner eigenen Familie Anlaß gegeben hatte. Aber der Freiherr hatte in Paris eine große Anzahl von Männern kennen lernen, von deren stürmisch

durchlebter Jugend, von deren auffallenden Sinnesänderungen man sich ebenfalls das Abenteuerlichste zu erzählen wußte, und es hatte das nicht gehindert, daß man ihnen Ehre und Achtung zollte, wenn sie endlich zu einer würdigen Abklärung ihres Lebens, zu Ueberzeugungen durchgedrungen schienen, mit denen man sich einverstanden zu erklären vermochte. Wie durfte der Neffe auch an der ehrlichen Wandlung und sittlich-patriotischen Erhebung seines Oheims zweifeln, wenn der König, in dessen unbedingter Verehrung der junge Freiherr auferzogen und den er gewöhnt worden war, als die irdische Verkörperung der höchsten Gerechtigkeit zu betrachten, den Grafen zu Gnaden angenommen und ihn mit seiner höchsten Orden einem ausgezeichnet hatte? Der Autoritätenglaube, welchen er zu den Pflichten seines Standes zählte, zwang den Freiherrn, das eigene Urtheil der Ansicht seines Königs unterzuordnen, und anzuerkennen, gelten zu lassen und zu verehren, was dem Landesherrn, dessen menschliche Beschränktheit doch natürlich stets auf fremdes Urtheil, auf fremde Angaben zurückzugehen sich genöthigt sah, von Dritten als ein Ehrenwerthes und als der Anerkennung würdig geschildert worden war.

Sein Vertrauen in des Oheims Einsicht steigerte sich beständig, und die mannichfache Kenntniß, welche derselbe von allen praktischen Dingen zu haben schien, überraschte den Neffen. Auch über Tremann's Angelegenheiten zeigte der Graf sich völlig unterrichtet. Er erzählte, wie Tremann von der Flies das von Arten'sche Grundstück in der Hauptstadt an sich gebracht, wie er es parzellirt, wie er die Bewilligung erhalten habe, hinten im Garten dem Wasser entlang eine Straße anzulegen, und wie er sich dadurch nicht nur aus einer bedenklichen Verlegenheit gerettet, sondern auch ein namhaftes Kapital gewonnen und seinen großen Kredit aufrecht erhalten habe.

Sie haben sich, sagte der Graf, zusammengethan, wie ich neulich hörte, als ich einmal ausnahmsweise, denn ich liebe meine eigene Küche, mit einem Bekannten im Hôtel zu Mittag aß; sie haben sich zusammengethan, Euer Steinert, dieser Tremann und der Baurath Herbert. Sie sind es, die ihre Absichten auf Neudorf und auf Rothenfeld gerichtet haben. Sie wollen bei Euch in der Provinz, wo der Boden und der Arbeitslohn noch billiger sind als hier, Fabriken anlegen, Oel- und Zuckersiedereien, und, was weiß ich, was sonst noch Alles. Steinert, der das

Marienfelde schon besitzt, soll so viel als möglich von dem Rohprodukte auf eigenem, den Fabriken gehörendem Boden erzielen. Herbert übernimmt die Bauten. Steinert's Sohn haben sie ein Jahr hindurch in England gehabt und nun nach Amerika hinübergeschickt, damit er sich in dem Fabrikwesen umsehen solle, und Tremann, der jetzt hier bereits wieder zu den großen Firmen zählt, findet für jede seiner Unternehmungen Theilnehmer und Kapital, wobei denn, wie sich das nach Meinung dieser Leute wohl gebührt, dem Erfinder der Löwenantheil anheimfällt. Die Kontinentalsperre hat sie alle klug gemacht, und was wir Bonaparte auch nachzutragen haben, die Industrie des Festlandes hat er mit einem Federzuge um Jahrhunderte gefördert.

Der Graf erwähnte darauf noch in derselben abfertigenden Weise verschiedener anderer Gewerbtreibenden, die in kurzer Zeit große Vermögen erworben hatten; aber Renatus hörte es nicht mehr. Es war ihm unheimlich, zu denken, wie Andere sich bereits Rechnung auf Gewinn von dem Ertrage seiner Güter machten; und wie sich in solcher Lage die Vorstellungen dem Menschen leicht zum Bilde verkörpern, kam er sich wie ein von Jägern vorsichtig umstelltes

Wild vor, dem zwar die freie Bewegung innerhalb des Reviers, aber kein Entrinnen mehr vergönnt ist. Er sah sich im Geiste schon auf Richten eingebannt, von Neudorf und Rothenfeld qualmte der Rauch aus den Schloten der Oelmühlen und Zuckersiedereien, er meinte den Donner der Minen zu hören, mit denen man in den Steinbrüchen hinter Neudorf die Felsen sprengte, und von seinem Mißempfinden fortgerissen, rief er: Wenn ich mir denke, daß diese Kompagnie sich bei uns einzunisten denkt ....

Wo denken sie sich denn nicht einzudrängen? erwiederte mit lachendem Achselzucken der Graf. Und vor Allen dieser Monsieur Tremann! Da — er stand auf, ging an seinen Schreibschrank, schob einige Papiere, die auf demselben lagen, mit rascher Hand zur Seite, und seinem Neffen ein Blatt hinhaltend, fügte er hinzu: Da, lies einmal, welch eine Epistel ich heute von dem Patron erhalten habe.

Renatus that, wie Jener begehrte; indeß die Wirkung des Schreibens war eine andere, als der Graf erwartet haben mochte, denn mit sichtlicher Mißbilligung fragte sein Neffe: Aber wie konnte das auch geschehen? wie konnte die Person zu diesen Briefen kommen? Da Sie ihr dieselben nicht gegeben haben

können, so muß sie sie entwendet haben. Was werden Sie denn thun?

Was ich thun werde? lachte der Graf, Nichts! Ich werde dem Herrn Tremann die Zeit vergönnen, den Landwehr-Major zu vergessen, der ihm noch im Kopfe spukt, und sein Arten'sches Blut, an das er sicherlich auch mit Vergnügen denkt, allmählich zu beruhigen. Wenn man als verständiger und gewiegter Mann sich noch um solche Jugendsünden kümmern sollte, da hätte man viel zu thun, vorausgesetzt, daß man ein Paar rothe Backen besessen und gesunde Glieder in der Uniform gehabt hat. — Aber den Scherz bei Seite! Du denkst doch hoffentlich jetzt nicht daran, Deine Angelegenheiten diesem Tremann noch länger zur Ausbeutung zu überlassen?

Renatus sagte, wie Tremann selbst gefordert habe, daß er ihn davon entbinden möge.

So thue es, je eher, desto lieber! sprach der Graf. Du bist jetzt hier, gehst jetzt nach Hause. Sieh' Dir an, wie die Verhältnisse dort sind, und da ja zwischen heute und morgen nichts entschieden zu werden braucht, so kann man überlegen, was zu machen ist. Bringe mir die Berichte einmal her, vielleicht vermag ich etwas für Dich zu thun. Ich komme

im Frühjahre in unsere Provinz. Der Regierungs-Präsident, der Direktor der Landschaft sind alte Freunde von mir. Man muß die Dinge nur anzufassen, höchsten Ortes richtig darzustellen wissen! Es geht Unsereinem nicht gleich an Hals und Kragen, und wenn man sich bei Anlaß Deiner Hochzeit an die rechte Stelle wendet, so kommt man Dir, da Hildegard und die Mutter sehr geschätzt sind, wohl zu Hülfe. Sind wir denn Hans und Kunz, daß wir uns nur mit so brutalen Mitteln wie Krethi und Plethi aus der Affaire ziehen könnten?

Der Graf war bei diesen Auseinandersetzungen äußerst heiter geworden. Das wirkte auf Renatus vortheilhaft zurück. Nach kurzer Berathung kamen der Oheim nnd der Neffe dahin überein, daß der junge Freiherr gleich jetzt an Tremann schreiben und die sofortige Aushändigung der Geschäftsakten und Dokumente begehren solle, weil Renatus sie mit sich zu nehmen wünsche. Das brachte die Unterhaltung denn auch auf die Abreise des Freiherrn, und der Graf rieth ihm mit einer gewissen Dringlichkeit, dieselbe zu beschleunigen und auch seine Hochzeit so bald als möglich zu begehen. Da dies seinem Neffen beides auffiel, sagte Jener unumwunden, Renatus möge

nicht vergessen, daß er gegenwärtig der letzte Arten sei und daß er seinem Hause schulde, endlich für die Erhaltung dieses alten Geschlechtes Sorge zu tragen. Nebenher sei Hildegard durch den langen Brautstand muthlos und an sich selber irre geworden, habe ein Mißtrauen in Renatus' Zuneigung zu ihr, und es sei auch für Renatus selber nöthig, daß er sich von dem Gerede frei mache, das über ihn im Gange sei. Als derselbe, auffahrend, zu wissen begehrte, was das sagen wolle, suchte sein Oheim ihn zu beschwichtigen, und da Jener in ihn drang, meinte der Graf, er selber habe nicht recht dahinter kommen können, um was es sich dabei handle. Graf Stammburg, der Attaché der preußischen Gesandtschaft, welcher dieser Tage mit Privat-Depeschen von London angekommen sei, habe das Gerücht von einem Liebeshandel, einem Bekehrungsplane, einer Verführungs- oder Entführungsgeschichte hiehergebracht, in welcher der Name eines katholischen Geistlichen mit Renatus' Namen und dem Namen der bekannten Schönheit, der Gräfin Haughton, wunderlich verschlungen zu gleicher Zeit genannt worden wären. So viel stehe fest, daß die englische Gesellschaft die Gräfin zrückgewiesen, daß sie sich auf ihre Güter begeben habe und in das

Ausland zu gehen beabsichtige. Käme sie bei ihrer Reise etwa nach Berlin, so sei es, was auch immer zwischen ihr und dem Freiherrn vorgegangen wäre, gewiß das Beste, wenn derselbe bei ihrer Ankunft nicht in der Hauptstadt und wo möglich schon vermählt sei, um sich damit gegen seine eigenen Erinnerungen wie gegen die möglichen Ansprüche der Gräfin eine Schutzwehr zu bereiten.

Renatus fuhr heftig auf. Er konnte es nicht ertragen, von sich und von Eleonoren in solcher Weise sprechen zu hören oder einen Verdacht gegen seine Ehre auf sich sitzen zu lassen. Er erzählte, um sich zu rechtfertigen, dem Oheim seine Erlebnisse bis in ihre kleinsten Einzelheiten, und es war lange nach Mitternacht, als die Beiden noch bei einer Flasche Wein beisammen saßen.

Der Graf war ein vortrefflicher Zuhörer. Er verstand zu fragen, sprechen zu lassen und zu schweigen. Als Renatus aber alle seine Mittheilungen geendet und dem Grafen selbst sein erkaltetes Empfinden für seine Braut nicht verborgen hatte, rieth dieser ihm nur noch entschiedener, gleich an einem der nächsten Tage nach seiner Heimat aufzubrechen. Er pries Hildegard in gewohnter Weise auf das wärmste,

nicht vergessen, daß er gegenwärtig der letzte Arten sei und daß er seinem Hause schulde, endlich für die Erhaltung dieses alten Geschlechtes Sorge zu tragen. Nebenher sei Hildegard durch den langen Brautstand muthlos und an sich selber irre geworden, habe ein Mißtrauen in Renatus' Zuneigung zu ihr, und es sei auch für Renatus selber nöthig, daß er sich von dem Gerede frei mache, das über ihn im Gange sei. Als derselbe, auffahrend, zu wissen begehrte, was das sagen wolle, suchte sein Oheim ihn zu beschwichtigen, und da Jener in ihn drang, meinte der Graf, er selber habe nicht recht dahinter kommen können, um was es sich dabei handle. Graf Stammburg, der Attaché der preußischen Gesandtschaft, welcher dieser Tage mit Privat-Depeschen von London angekommen sei, habe das Gerücht von einem Liebeshandel, einem Bekehrungsplane, einer Verführungs- oder Entführungsgeschichte hiehergebracht, in welcher der Name eines katholischen Geistlichen mit Renatus' Namen und dem Namen der bekannten Schönheit, der Gräfin Haughton, wunderlich verschlungen zu gleicher Zeit genannt worden wären. So viel stehe fest, daß die englische Gesellschaft die Gräfin zrückgewiesen, daß sie sich auf ihre Güter begeben habe und in das

Ausland zu gehen beabsichtige. Käme sie bei ihrer Reise etwa nach Berlin, so sei es, was auch immer zwischen ihr und dem Freiherrn vorgegangen wäre, gewiß das Beste, wenn derselbe bei ihrer Ankunft nicht in der Hauptstadt und wo möglich schon vermählt sei, um sich damit gegen seine eigenen Erinnerungen wie gegen die möglichen Ansprüche der Gräfin eine Schutzwehr zu bereiten.

Renatus fuhr heftig auf. Er konnte es nicht ertragen, von sich und von Eleonoren in solcher Weise sprechen zu hören oder einen Verdacht gegen seine Ehre auf sich sitzen zu lassen. Er erzählte, um sich zu rechtfertigen, dem Oheim seine Erlebnisse bis in ihre kleinsten Einzelheiten, und es war lange nach Mitternacht, als die Beiden noch bei einer Flasche Wein beisammen saßen.

Der Graf war ein vortrefflicher Zuhörer. Er verstand zu fragen, sprechen zu lassen und zu schweigen. Als Renatus aber alle seine Mittheilungen geendet und dem Grafen selbst sein erkaltetes Empfinden für seine Braut nicht verborgen hatte, rieth dieser ihm nur noch entschiedener, gleich an einem der nächsten Tage nach seiner Heimat aufzubrechen. Er pries Hildegard in gewohnter Weise auf das wärmste,

vermochte, daß er es seinem Onkel natürlich nur Dank wissen könne, wenn er ihm den Brief abtreten wolle.

Der Graf holte ihn also sofort herbei. Der Zufall spielt oft wunderbar, meinte er. Ein Italiener, der uns hier zur Zeit des russischen Feldzuges im Hause erkrankte und am Typhus starb, hatte das Blatt an Vittoria in seiner Brieftasche. Die Weißenbach, welche des Kranken gewartet und dann später sein Hab und Gut an sich genommen hat, brachte mir das Schreiben.

Es war in der That nur ein einzelnes Blatt, wie man es aus einer Schreibtafel herausreißt, los zusammengelegt, mit Bleistift geschrieben, die Buchstaben und die Zeilen unregelmäßig; man mußte annehmen, daß ein Kranker, ein Sterbender sie hingeworfen hatte. Die Aufschrift aber war von einer anderen Hand. Sie trug in festen, sichern Lettern Vittoria's Namen mit genauer Angabe ihres Wohnortes und der Stadt, in deren Nähe Schloß Richten gelegen war.

Ohne den Neffen anzusehen — und dieser wußte das dem Grafen in seinem Innern Dank — reichte er ihm über die Schulter hin das Blatt. Wer weiß,

wie Du es einmal brauchen kannst, Deine Stiefmutter im Zaume zu halten, sagte er. Ich habe, wie ich Dir bekennen will, durch die bloße Andeutung daß ich von dem Dasein eines solchen Briefes wisse, Ruhe und Frieden in Richten geschafft, und die Gräfin und Hildegard haben mich seitdem für einen großen Psychologen, ja, für einen halben Zauberer angesehen. Du wirst viel zu schlichten und zu schaffen finden, denn auch der Junge ist ein wahrer Satan, aber vielleicht auch ein Genie, und wenn Du etwa von dem Briefe einmal Gebrauch zu machen denkst . . .

Das werde ich niemals! fiel Renatus ihm in die Rede.

Hüte Dich, mein Lieber; man soll so etwas nicht sagen! meinte der Graf. Das Leben nimmt uns oft sonderbar beim Worte!

Es entstand eine Pause; Renatus schickte sich zum Fortgehen an. Der Graf fragte ihn, wann er nach Hause zu reisen denke, und er entgegnete, daß er schon morgen aufbrechen möchte, daß er jedoch erst noch einmal zu Tremann gehen und seine Papiere an sich nehmen müsse. Der Graf hingegen meinte, daß Renatus deßhalb ja nicht noch einmal mit

Tremann zusammen zu kommen brauche, sondern daß diese Sache sich auch schriftlich abthun lasse; und nach kurzem Hin- und Widerreden kamen sie überein, daß der Graf gleich jetzt zwei Zeilen an Tremann schreiben solle, um dem Neffen ein neues unwillkommenes Begegnen zu ersparen.

Der Graf, der es unter der Franzosenherrschaft wohl gelernt hatte, rasch und gewandt mit der Feder umzugehen, setzte sich sofort an seinen Schreibtisch nieder. Warte sagte er, dabei kann ich ihm gleich auf seinen ritterlichen Brief von diesem Morgen die ihm gebührende Antwort vergönnen. Als er geendet hatte, bot er seinem Neffen das Billet zur Ansicht dar. Es lautete:

„Mein Neffe, der Freiherr Renatus von Arten-Richten, welchen der Wunsch, seine Heimat und seine Braut baldmöglichst wiederzusehen, zu beschleunigter Abreise veranlaßt, hat mich beauftragt, die sämmtlichen in Ihrem Gewahrsam befindlichen, ihm zustehenden Papiere und Dokumente von Ihnen zurückzufordern. Ich ersuche Sie also, mir dieselben gegen einen von dem Freiherrn unterzeichneten Empfangsschein zustellen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich zugleich auf Ihr Schreiben von heute

früh, daß es mir gegen die Ehre und gegen die sittliche Pflicht eines jeden Mannes zu verstoßen scheint, entwendete Papiere käuflich an sich zu bringen, daß es aber fern von mir ist, Sie deßhalb zu einer Rechenschaft zu ziehen, da jene mir entwendeten Briefschaften völlig werthlos für mich sind."

Der Graf sah, daß die letzten Zeilen dieses Briefes nicht nach dem Sinne seines Neffen waren, aber er wußte dem Ausdrucke dieses Mißfallens vorzubeugen. Man muß diesen Herren doch gute Sitten lehren, sagte er spöttisch, und ihnen zeigen, wie ein Kavalier mit Ihresgleichen umzugehen hat. Sie möchten sich am liebsten auch in der Gesellschaft in Reihe und Glied mit Unsereinem stellen, weil sie einmal im Felde neben uns gestanden haben. Aber die Tage folgen einander und gleichen einander nicht! wie die Franzosen richtig sagen.

Er ersuchte Renatus darauf, ihm den Empfangsschein, dessen er für Tremann benöthigt war, zu schreiben. Sie verabredeten, daß sie am nächsten Tage noch zusammen speisen wollten, und Renatus, der von der Menge der verschiedensten Eindrücke aufgeregt war, trug jetzt selbst ein Verlangen, nach

Richten zu kommen, um seine Zustände und Verhältnisse einmal durch eigene Anschauung und Erfahrung zu prüfen und wo möglich zu einem Abschlusse zu bringen, der es ihm vergönnte, sich in Ruhe auf sich selber zu besinnen.

Ende des dritten Bandes.

gemälde in reicher, culturhistorischer Einfassung ein bedeutendes Talent bewährt, — einen eindringenden Blick in die geheimsten Regungen der Seele, zumal in problematischen Lebenslagen, so wie ein feines Auge und humanes Herz für die Begegnisse der Welt. Treffende Wahrnehmungen, überraschende Bemerkungen und eine höchst geistreiche Conversation zeichnen ihre Darstellung aus. Leser, die solche Vorzüge schätzen, werden den genannten Roman mit großer Befriedigung lesen. Doch geben wir dem früheren dreibändigen Roman: „Zwei Schwestern," darin den Vorzug, daß die handelnden Personen höher, bedeutender, in spannendere Lebensverhältnisse und in eine für uns interessantere Zeitperiode gestellt sind. — Allgemeiner ansprechend wird die frühere biographische Novelle „Rachel" gefunden werden, — das Jugendleben und die künstlerische Entwicklung der berühmten tragischen Schauspielerin Rachel Felix. Die Verfasserin selbst aber verweisen wir auf ihren Roman: „Wider die Natur," der uns die Erwartung gibt, daß sie ihre Leser auch in andere Lebenskreise führen kann und es vermögen wird, so viel Geist und Gemüth nicht blos schildernd und reflektirend, sondern in fortschreitender Handlung, lebendiger Gesinnung und spannender Bestrebung ihrer sittlichen Menschen zu verwerthen.

„In Banden frei," ist ein Roman der Verfasserin von „Zwei Schwestern," „Wider die Natur" u. A., die den Autornamen Rahel angenommen, was um der berühmten Frau willen, die man in der Literatur unter diesem Namen kennt, nicht ganz in der Ordnung ist. In dem neuen Romane schildert die Verfasserin, wie in ihren zur Zeit mit Beifall aufgenommenen „Zwei Schwestern," die Konflikte des Judenthums mit dem politisch unfreien Staate und mit der humanistisch unfreien Gesellschaft. Es ist ein reiches Lebensbild, das uns hier gezeigt wird. Sowohl die das Ganze beherrschende Idee, als die Ausführung im Einzelnen ist edel und warm. Einige der hier gezeichneten Persönlichkeiten, besonders mehrere Frauen-Charaktere, sind dem wirklichen Leben entnommen, und wir haben darin einige verstorbene, von ihren Zeitgenossen hochverehrte Frauen der israelitischen Gemeinde von Berlin erkannt. Das Buch gehört zu den besseren Erzeugnissen der neuesten Roman-Literatur.
